

Josefine Kitzbichler, Katja Lubitz, Nina Mindt  
Theorie der Übersetzung antiker Literatur  
in Deutschland seit 1800



# Transformationen der Antike

Herausgegeben von

Hartmut Böhme, Horst Bredekamp, Johannes Helmrath,  
Christoph Markschies, Ernst Osterkamp, Dominik Perler,  
Ulrich Schmitzer

Wissenschaftlicher Beirat:

Frank Fehrenbach, Niklaus Largier, Martin Mulsow,  
Wolfgang Proß, Ernst A. Schmidt, Jürgen Paul Schwindt

Band 9

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Josefine Kitzbichler, Katja Lubitz, Nina Mindt

Theorie der Übersetzung  
antiker Literatur in Deutschland  
seit 1800

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Dieser Band wurde mit finanzieller Unterstützung  
der Deutschen Forschungsgemeinschaft erstellt.

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die US-ANSI-Norm  
über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-020623-4

ISSN 1864-5208

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2009 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 10785 Berlin  
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außer-  
halb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig  
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Martin Zech, Bremen

Logo „Transformationen der Antike“: Karsten Asshauer – SEQUENZ

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co. GmbH und Co. KG, Göttingen

## Vorwort

Das Übersetzen antiker Literatur rückte in Deutschland um 1800 in den Fokus einer intensiven Diskussion. Nach Klopstocks Erneuerung der deutschen Dichtersprache, Herders Entdeckung der historischen Dimension der Nationalsprachen und Voss' epochaler Homerübersetzung stellte sich im Kontext der Romantik die Frage neu, wie fremd oder wie vertraut die antike Literatur in deutscher Sprache dargestellt werden konnte und sollte. Schleiermacher und Humboldt entschieden sich ähnlich wie Voss für die Abkehr vom rhetorischen Modell des Übersetzens und für die Betonung der kulturellen Fremdheit und sprachlichen Individualität der Texte, während in der Folgezeit unterschiedliche Verfahren der stilistischen Assimilierung entwickelt wurden. Die Diskussion nach dem Ende der Goethezeit, die hier erstmals untersucht wird, kreiste dabei um Fragen der Bühnenwirksamkeit, der Bildung des Lese- und Theaterpublikums und des kulturellen Selbstverständnisses. Um 1900 schrieb Wilamowitz der deutschen Literatur einen der Antike ebenbürtigen Formenschatz zu, in den antike Texte problemlos zu transponieren seien. Dagegen opponierten Dichter wie George und Borchardt, aber auch der Philologe Schadewaldt setzte sein Konzept des ‚dokumentarischen Übersetzens‘ explizit davon ab. Der vorliegende Band unternimmt es, diese Theoriediskussion nachzuzeichnen und bis in die Gegenwart weiterzuverfolgen.

Genese und Grundkonzept des Forschungsprojekts „Übersetzung der Antike“, dessen erste Phase mit diesem und dem ergänzenden Band *Dokumente zur Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800* abgeschlossen wird, haben wir im Vorwort zu dem 2008 in der gleichen Reihe erschienenen Tagungsband *Übersetzung antiker Literatur. Funktionen und Konzeptionen im 19. und 20. Jahrhundert* dargestellt. Die Arbeit an dem Projekt, die 2005 begann, wurde während des gesamten Zeitraumes von einem regelmäßig stattfindenden Forschungskolloquium begleitet, an dem neben den Projektleitern und den Verfasserinnen auch Dr. Roland Baumgarten, Martin Harbsmeier M.A. und Dr. Thomas Poiss durchgängig beteiligt waren. Die drei Letzteren haben auch auf mannigfache Weise bei der Erstellung der Endfassung mitgeholfen, wofür Ihnen herzlich gedankt sei.

Wolfgang Rösler  
Ulrich Schmitzer



# Inhalt

Einleitung .....	1
<i>Josefine Kitzbichler</i>	
<b>Von 1800 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts .....</b>	<b>13</b>
Übersetzungstheoretischer Paradigmenwechsel um 1800 .....	15
Voraussetzungen .....	15
Klassizismus .....	18
Hermeneutik .....	24
Philologie .....	27
Begründung moderner Übersetzungstheorie .....	29
Aspekte der Übersetzungstheorie nach 1800 .....	29
Frühromantik .....	36
Friedrich Schlegel .....	38
August Wilhelm Schlegel .....	41
Exkurs: Novalis und Goethe .....	43
Karl Wilhelm Ferdinand Solger: Sich annähernde Nachbildungen .....	46
Friedrich Schleiermacher: Nachahmen des Verstehens .....	53
Wilhelm von Humboldt: Erweiterung der eigenen Sprache .....	64
Ende der Übersetzungstheorie? .....	73
Übersetzen nach dem Ende der Goethezeit .....	73
Deutsch und poetisch übersetzen .....	80
Gegensätzliche Methoden oder mittlerer Weg? .....	88
Übersetzungsgeschichte statt Übersetzungstheorie .....	95
Friedrich Wilhelm Riemer .....	95
Robert Prutz .....	100
Restitution des metrischen Prinzips um die Jahrhundertmitte .....	106
Johannes Minckwitz .....	106
Otto Friedrich Gruppe .....	108

**Katja Lubitz**

<b>Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1927</b> .....	113
Übersetzungsreflexionen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts .....	115
Publikumsorientierte Übersetzungsreflexionen .....	117
Griechische und römische Literatur in deutschen Übersetzungsreihen .....	117
Anthologien antiker Dichtung in Übersetzung .....	130
Eduard Mörike .....	131
Emanuel Geibel und der Münchner Dichterkreis .....	136
Rudolf Hunziker und Emil Ermatinger .....	143
Übersetzung und performative Wirkung .....	148
Adolf Wilbrandt .....	148
Wilhelm Jordan .....	153
Übersetzungstheorie und Schulpolitik .....	161
Übersetzen als Aufgabe des Philologen? .....	181
Moriz Haupt .....	182
Übersetzungsreflexionen in der Klassischen Philologie .....	185
Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff .....	196
Übersetzen als schöpferischer Prozess .....	209
Kritik an Wilamowitz' Übersetzungstheorie und -praxis .....	209
Rudolf Borchardt: <i>Das Gespräch über Formen und Platons Lysis Deutsch</i> .....	209
Der George-Kreis und Kurt Hildebrandt: <i>Hellas und Wilamowitz</i> .....	215
Alternativen zu Wilamowitz' Übersetzungskonzept .....	221
Norbert von Hellingrath: <i>Pindar-Übertragungen von Hölderlin</i> .....	221
Rudolf Borchardts Programm der „schöpferischen Restauration“ .....	229
 <b>Nina Mindt</b>	
<b>Von 1927 bis zur Gegenwart</b> .....	237
Übersetzungstheorie seit 1927: Überblick .....	239
Übersetzung zwischen Kunst und Wissenschaft .....	241
Wolfgang Schadewaldts Vortrag <i>Das Problem des Übersetzens</i> (1927) .....	245
Exkurs: Übersetzung im ‚Dritten Reich‘ .....	248
Wolfgang Schildknecht, Rudolf Bayr und Richard Newald .....	249
Rudolf Alexander Schröder .....	259
Bruno Snell und Otto Regenbogen .....	265
Horst Rüdiger .....	269



---

Dokumentarische und transponierende Übersetzung .....	273
Emil Staiger .....	274
Wolfgang Schadewaldt .....	277
Die Entwicklung des dokumentarischen Übersetzens .....	277
Schadewaldts Sprach- und Literaturlauffassung .....	279
Schadewaldts Antike-Auffassung .....	282
Das transponierende Übersetzen .....	284
Das dokumentarische Übersetzen .....	286
Die Vergegenwärtigung antiker Literatur durch den Philologen .....	291
Das dokumentarische Übersetzen und das Theater .....	293
Der sprachbereichernde Effekt des Übersetzens .....	294
Die Praktikierbarkeit des dokumentarischen Übersetzens .....	296
Reflexionen zur Übersetzung des antiken Dramas seit 1945 .....	299
Übersetzungstheorie in der DDR .....	317
Rudolf Schottlaender .....	322
Dietrich Ebener .....	325
Volker Ebersbach .....	329
Übersetzen und Theater .....	331
Übersetzungsreflexionen seit den sechziger Jahren .....	335
Texttypenspezifische Übersetzung .....	336
Die Übersetzung lateinischer Literatur unter dem Einfluss von Wolfgang Schadewaldt .....	343
Die Übersetzung griechischer Literatur: Homer im 21. Jahrhundert .....	350
Literaturverzeichnis .....	355
Literatur .....	355
Übersetzungen .....	407
Personenregister .....	419
Sachregister .....	429



# Einleitung

Die vorliegende Arbeit behandelt die Übersetzungstheorie, die seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert im Zusammenhang des Übersetzens aus dem Griechischen und Lateinischen im deutschen Sprachraum hervorgebracht wurde. Gerade von der Übersetzung antiker Autoren gingen in dieser Zeit immer wieder wesentliche Impulse für die Diskussion des Übersetzungsproblems aus, wie die vielfach rezipierten Beiträge Friedrich Schleiermachers, Wilhelm von Humboldts, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs oder Wolfgang Schadewaldts zeigen. Ziel ist es, diese prominenten Theorieentwürfe historisch-deskriptiv darzustellen, die Linien, die zwischen ihnen verlaufen, zu verfolgen, die Diskussionszusammenhänge, in denen sie standen, sichtbar zu machen und sie so in literatur-, philologie- und sozialgeschichtliche Kontexte einzubetten.

Von einem kontinuierlichen Prozess der Theoriebildung kann dabei allerdings kaum gesprochen werden. Zu deutlich ist vor dem Hintergrund der Gesamtentwicklung oftmals der singuläre Charakter einzelner Beiträge, zu unzuverlässig die Anbindung an vorangegangene Diskussionen, zu unscharf die Terminologie. Dass die literaturgeschichtliche Übersetzungsforschung sich bislang meist nur einzelnen Phasen (z. B. der Romantik), Autoren (z. B. Schleiermacher) oder Aspekten (z. B. dem sprachbewegenden und sprachschöpferischen Vermögen von Übersetzungen) gewidmet hat, mag mit diesem Befund zusammenhängen.

## I

Die außergewöhnliche Heterogenität der relevanten Quellentexte ist also ein Problem, das stets mitzuberücksichtigen ist.<sup>1</sup> Eigenständige theoretische Abhandlungen zur Übersetzungsproblematik sind – besonders im 19. Jahrhundert – eher eine Ausnahme; deshalb sind vor allem auch solche Quellen heranzuziehen, in denen übersetzungstheoretische Fragestellungen im Kontext eines übergeordneten Zusammenhangs verhandelt werden oder in denen Übersetzer selbst Stellung zu ihren Prinzipien

---

1 Im Zusammenhang einer Aufarbeitung der Geschichtstheorie zwischen 1800 und 1850 hat der Historiker Stefan Jordan auf die Schwierigkeiten eines Quellenkorpus hingewiesen, das aus einer Vielzahl unterschiedlicher Textsorten besteht; s. Jordan (1999), 17. Tatsächlich war es in Jordans Arbeit möglich, durch das systematische Ausschließen von primär narrativ-historiographisch ausgerichteten Texten die Materialgrundlage letztlich auf solche Quellen einzugrenzen, die einen eigenständigen geschichtstheoretischen Anspruch haben und in akademischem Kontext stehen. Auf eine Darstellung der Übersetzungstheorie lässt sich dieses von Jordan überzeugend vorgeführte Verfahren jedoch nicht übertragen.

und Entscheidungen nehmen. Die vorliegende Darstellung stützt sich vor allem auf folgende Textsorten:

### *Eigenständige theoretische Arbeiten*

Als bekanntestes Beispiel aus dem 19. Jahrhundert ist Friedrich Schleiermachers Rede *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813)<sup>2</sup> zu nennen. Für das 20. Jahrhundert liegt eine vergleichsweise größere Zahl solcher im engeren Sinn übersetzungstheoretischen Schriften vor, etwa von Horst Rüdiger, Wolfgang Schadowaldt oder Manfred Fuhrmann. Als neuer Typus, der auf die Einheit von Theorie und Praxis zielt, tritt außerdem der ‚Werkstattbericht‘ hinzu, der anhand einer konkreten Übersetzung konzeptionelle und theoretische Fragen behandelt. Beispiele für diesen Typus liefern Carl Bremer (1969), Dietrich Ebener (1973) oder Volker Ebersbach (1979).

### *Zu Übersetzungen gehörige Paratexte*

Einen sehr wichtigen Quellentypus stellen Vor- und Nachworte, im Einzelfall auch separat erscheinende Abhandlungen zu Übersetzungen dar, in denen die Übersetzer Rechenschaft über ihre Prämissen und Prinzipien ablegen. Die Liste der Beispiele reicht von K. W. F. Solgers Vorrede zur Sophokles-Übersetzung (1808), Wilhelm von Humboldts Einleitung zu seiner Übersetzung des Aischyleischen *Agamemnon* (1816) und Johann Wolfgang Goethes *Noten zum Divan* (1819) über Ludwig Seegers *Epistel an einen Freund als Vorwort* (1845), Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs Aufsatz *Was ist übersetzen?* (zuerst 1891 als Vorwort zur Übersetzung des Euripideischen *Hippolytos*) bis zu den Übersetzungsnachworten von Rudolf Alexander Schröder (1952, zu Homer), Michael von Albrecht (1994, zu Ovid, *Metamorphosen*) und Raoul Schrott (2008, zu Homer, *Ilias*).

### *Übersetzungsreflexionen in literaturgeschichtlichen Arbeiten*

Historisches Interesse an Übersetzungen, die als Bestandteil der deutschen Literaturgeschichte aufgefasst werden, entsteht zuerst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wobei in unterschiedlichem Maß auch eine theoretische Fundierung greifbar wird. Von Otto Friedrich Gruppe liegt beispielsweise eine Geschichte der „Übersetzerkunst“ (1859) vor, die eine Erneuerung des Prinzips der „metrischen Übersetzung“ auf eine historische Grundlage stellen will; auch die *Geschichte und Kritik der deutschen Uebersetzungen antiker Dichter* von Wilhelm Hertzberg (1864) ist hier zu nennen.

Besonders häufig wird Übersetzungsgeschichte als Teil der Rezeptionsgeschichte eines antiken Autors geschrieben, etwa bei Robert Prutz (1840, zu Sophokles-Übersetzungen), Horst Rüdiger (1934, zu Sappho-Übersetzungen), Wolfgang Schildknecht (1935, zu Sophokles-Übersetzungen), Horst Gronemeyer (1963, zu Vergil-Übersetzungen), Hans Frey (1964, zu Sophokles-Übersetzungen) oder Günter Häntzschel (1983, zu Homer-Übersetzungen). Literaturgeschichtliches Interesse an einzelnen Übersetzern ist dagegen leitend in den Arbeiten Norbert von Hellingraths über Hölderlin

2 Für die bibliographischen Nachweise vgl. das Literaturverzeichnis.

(1910) oder Günter Häntzschels über Johann Heinrich Voss<sup>3</sup> (1977). Die Übersetzungstheorie selbst wird erst im 20. Jahrhundert zum Gegenstand literaturgeschichtlicher Forschung, so bei Andreas Huyssen (1969) oder Friedmar Apel (1982).

### *Übersetzungsrezensionen*

Dazu zählen Einzel- und Sammelrezensionen zu neu erschienenen Übersetzungen, die gerade für das 18. und das frühe 19. Jahrhundert von Bedeutung sind, etwa August Wilhelm Schlegels 1796 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* publizierte Voss-Rezension oder die Besprechung der Sophokles-Übersetzungen von Hölderlin, Solger, Ast und Fähse durch Heinrich Voss (den Sohn) 1804 in der *Jenaischen Litteratur-Zeitung*.

Gelegentlich werden (insbesondere im 19. Jahrhundert) Neuerscheinungen auch zum Anlass für umfassendere Abhandlungen genommen, wie beispielsweise in der schon erwähnten Darstellung der Geschichte deutscher Sophokles-Übersetzungen durch Robert Prutz (1840, anlässlich der Übersetzungen von Thudichum, Donner, Ruge und Marbach), oder in Karl Heinrich Pudors Aufsatz *Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa* (1814, anlässlich der Herodot-Übersetzung Friedrich Langes).

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nehmen u. a. Otto Regenbogen und Bruno Snell im Rahmen von Rezensionen zu grundsätzlichen Fragen der Übersetzungsproblematik Stellung.

### *Übersetzungsreflexionen innerhalb von unterschiedlichen methodischen und theoretischen Schriften*

Hierzu zählen poetologische, ästhetische und philosophische ebenso wie propädeutische und fachdidaktische Schriften. Allerdings werden in den Ästhetiken und Poetiken des frühen 19. Jahrhunderts ebenso wie in den universitären Fachenzyklopädien der Zeit Übersetzungen kaum berücksichtigt, wie sich etwa in Friedrich Asts *Kunstlehre* (1805), in Karl Solgers Ästhetik-Vorlesungen (gedruckt postum 1829) oder in Friedrich August Wolfs *Encyclopädie der Philologie* (gedruckt postum 1831) zeigt; alle drei waren selbst als Übersetzer hervorgetreten. In späteren propädeutischen Schriften wird das Übersetzungsproblem häufiger berücksichtigt, etwa in August Boeckhs<sup>4</sup> *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften* (gedruckt postum 1877) oder in der *Einleitung in die Altertumswissenschaft* von Alfred Gercke und Eduard Norden (1910). Daneben gewinnt vor allem die fachdidaktische Perspektive immer mehr an Bedeutung, wie von Tycho Mommsens *Kunst des deutschen Uebersetzers* (1857/58) über Paul Cauers *Die Kunst des Übersetzens* (1894) bis hin zu den Arbeiten Rainer Nickels in der jüngsten Vergangenheit zu sehen ist.

3 Es ist sowohl die Schreibweise „Voß“ als auch „Voss“ belegt; für den vorliegenden Band verwenden wir die zuletzt genannte Variante.

4 Die ursprüngliche Schreibweise lautete „Böckh“. In der Literatur hat sich indessen die (auch von den noch lebenden Nachkommen verwendete) Schreibweise „Boeckh“ – wohl aus der latinisierten Form „Boeckhius“ – durchgesetzt, die wir im Folgenden beibehalten; vgl. Hackel (2006), 7.

*Varia*

Auffällig ist die Neigung, sich zur Übersetzungsproblematik in pointierten Kurzformen wie Aphorismen zu äußern.<sup>5</sup> Daneben sind mannigfache andere Textsorten heranzuziehen, beispielsweise biographische und autobiographische Dokumente (Goethes Gedenkrede *Zu brüderlichem Andenken Wielands* 1813, die Korrespondenz zwischen Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt, die Autobiographie Rudolph Schottlaenders *Trotz allem ein Deutscher*, 1986), Interviews (Durs Grünbeins Gespräch mit Thomas Irmer 2001) oder fiktionale Texte (die Studierstubenszene in Goethes *Faust*).

Selbstverständlich sind die genannten Textsorten nicht durch scharfe Grenzen getrennt. Vielmehr gibt es fließende Übergänge und alternative Möglichkeiten der Zuordnung. Rudolf Borchardts *Gespräch über Formen* (1905) lässt sich als Paratext zur *Lysis*-Übersetzung, als fiktionaler Text und im weiteren Sinne auch als Übersetzungskritik (v. a. zu Wieland und Wilamowitz) bezeichnen. Auch ‚Umwidmungen‘ kommen vor: Nicht selten werden Vorworte von Übersetzungen innerhalb von Werk- oder Sammelausgaben nachgedruckt, wodurch sie den Status eigenständiger Texte erhalten (so die schon angeführte Vorrede *Was ist übersetzen?* von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff).

Angesichts dieser Textsortenvielfalt ist es besonders wichtig, die jeweiligen Kontexte zu beachten. So sind Übersetzervorreden ebenso wie autobiographische Dokumente in der Regel auch als Legitimationstexte zu verstehen, von Aphorismen ist keine Systematik zu erwarten, die Kriterien einer Rezension hängen vom Publikationsort ab etc. Dies ist einerseits problematisch, weil es unmittelbare Vergleichbarkeit verhindert. Andererseits ist es gerade ein wesentliches Merkmal der Übersetzungsdiskussion, dass sie zu jeder Zeit auf verschiedenen Ebenen, in unterschiedlichen Institutionen und mit ungleichen Voraussetzungen und Zielsetzungen geführt wurde.

II

Aus der Heterogenität des Materials ergeben sich auch unterschiedliche Theoriestufen in den einzelnen Beiträgen. Dies ist allerdings nur dann problematisch, wenn man einen zu engen Begriff von Theorie zugrunde legt: Weder ist Theorie, wenn es um

---

5 Hans Joachim Störig lässt bezeichnender Weise die Einleitung zu seinem Band *Das Problem des Übersetzens* mit einer Sammlung von Aphorismen beginnen; s. Störig (1973), VII–IX. – An dieser Stelle ist auf einige Differenzen zwischen den drei Auflagen der Störig’schen Anthologie hinzuweisen: Die in der Erstauflage abgedruckte deutsche Übersetzung des Hieronymus-Briefes von Walter Hasenclever (Störig [1963], 1–13) wurde ab der zweiten Auflage durch die Übertragung von Wolfgang Buchwald ersetzt (Störig [1969], 1–13). An die Stelle der umfangreichen Abhandlung *Was ist übersetzen?* (1925) von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (Störig [1963], 139–169) tritt ab der zweiten Auflage der 1924 entstandene kürzere Aufsatz *Die Kunst der Übersetzung* vom selben Autor (Störig [1969], 139–143). Die dritte Auflage wurde schließlich um ein Verzeichnis ausgewählter Literatur zur Übersetzungsproblematik erweitert (Störig [1973], 463–474).

Übersetzung geht, ein geschlossenes System formallogischer, widerspruchsfreier Sätze bzw. Aussagen, noch ist sie das Gegenstück zur Praxis, das gegenüber dieser normsetzend wirkt.<sup>6</sup> Die vorliegende Darstellung geht daher von einem weiter gefassten Theoriebegriff aus, um verschieden gelagerte Reflexionen berücksichtigen zu können. Bei einem solchen Begriff von Theorie entsteht Kohärenz nicht auf logisch-formaler Ebene, sie wird vielmehr diskursiv bzw. narrativ hergestellt. Das heißt auch, dass die Theorie selbst als prozesshaft und das Korpus theoretischer Texte grundsätzlich als offen anzusehen ist.<sup>7</sup>

Ein solches Verständnis verbietet es – anders, als beispielsweise Sdun (1976) und Stolze (1997) es tun – von Übersetzungstheorien (im Plural) zu sprechen. In der vorliegenden Darstellung kommt die Pluralität und Heterogenität der Ansätze durch die Verwendung von Begriffen wie ‚Übersetzungsstrategien‘, ‚Übersetzungsmethoden‘, ‚Übersetzungsprinzipien‘, ‚Übersetzungsverfahren‘, ‚Übersetzungskritik‘ und ‚Übersetzungsgeschichte‘ zum Ausdruck. Übersetzungstheoretische Reflexionen umfassen somit vielfältige Gegenstände und Fragestellungen: Was ist Übersetzen? Ist Übersetzen überhaupt möglich? Verhalten sich verschiedene Textgattungen unterschiedlich hinsichtlich Übersetzung und Übersetzbarkeit? Welche prinzipiellen sprachlichen Probleme stellen sich (z. B. Inkommensurabilität der Sprachen; sprachenspezifische Unterschiede in Wortbildung und Satzbau etc.)? Gibt es Kriterien – und wenn ja, welche – für die ‚gute Übersetzung‘?

Eine wichtige Differenzierung für den Umgang mit dem übersetzungshistorischen Material ist die Unterscheidung von impliziter und expliziter Übersetzungstheorie.<sup>8</sup> Die folgende Darstellung untersucht vor allem die explizite Theorie, die im Zusammenhang mit dem Übersetzen antiker Literatur entwickelt worden ist. Die implizite Theorie müsste aus den Übersetzungen selbst abgeleitet werden. Leitfragen, unter denen die expliziten übersetzungstheoretischen Stellungnahmen in der vorliegenden Untersuchung aufgearbeitet werden, lauten: Wer reflektiert das Übersetzungsproblem? Wie ist die Diskursstruktur beschaffen? In welchen Textsorten, mit welchen Darstellungsstrategien etc. wird das Übersetzungsproblem reflektiert? An welche Disziplinen oder Diskurse ist die Übersetzungstheorie angebunden (z. B. Hermeneutik, Sprachphilosophie etc.)? Welche historischen Strömungen und Tendenzen lassen sich ausfindig machen? Diese Liste ließe sich noch erweitern.

6 In diesem Sinne äußert sich Rüdiger Singer zum Theoriestatus von Herders Vorrede *Wäre Shakespeare unübersetzbar?*: „Sie stellt aber auch eine der wichtigsten theoretischen Schriften Herders zur Theorie der Übersetzung dar: wenn man nämlich Theorie nicht als Systematik begreift, die von der Praxis gesondert oder ihr gar übergeordnet ist, sondern als eine Betrachtungs-Weise, die die eigene Praxis begleitet, mal von ihr angestoßen oder modifiziert, mal auch sie anstoßend oder modifizierend“; Singer (2007), 394.

7 Zum Theoriebegriff allgemein vgl. u. a. Zima (2004), 20; zur Dynamik der Übersetzungstheorie vgl. Apel/Kopetzky (2003), 33.

8 Vgl. Koller (2004), 35.

## III

Dass sich spätestens seit der Wende zum 19. Jahrhundert in Deutschland eine Übersetzungsmethode etablierte, die sich von der in anderen europäischen Ländern favorisierten Praxis des sogenannten einbürgernden oder zielsprachenorientierten Übersetzens grundlegend unterscheidet, steht außer Frage. Während jene Praxis des einbürgernden Übersetzens z. B. in England oder Frankreich sowohl aus normativ-ästhetischen als auch aus sprachspezifischen Gründen (etwa wegen der festgelegten Wortstellung) stets vorherrschend blieb, setzte sich in Deutschland – angeregt vor allem durch Klopstocks und Voss' erfolgreiche Bemühungen um den ‚deutschen‘ Hexameter, die sprachphilosophischen Reflexionen der Frühromantiker und die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen Wilhelm von Humboldts – allmählich die Auffassung durch, dass die deutsche Sprache aufgrund ihrer Flexibilität, d. h. ihrer Variationsmöglichkeiten hinsichtlich der Wortzusammensetzung, der Anordnung der syntaktischen Glieder und der Silbenmessung, geradezu prädestiniert sei, die semantischen, grammatischen und metrischen Strukturen des jeweiligen Ausgangstextes auch in der Übersetzung sichtbar zu machen.

Während das Übersetzen aus den alten Sprachen in Ländern mit einer primär einbürgenden Übersetzungstradition naturgemäß keinen Sonderfall darstellt, da sich die Übersetzung hier in erster Linie an zielsprachlichen Normen orientiert und somit die sprachlich-stilistischen Eigenheiten des Ausgangstextes stark nivelliert werden, machte der von den deutschen Übersetzern der Goethezeit eingeschlagene Weg eine sorgfältige Differenzierung der verschiedenen Ausgangssprachen geradezu unumgänglich. So wurde das auf einer rationalistischen Sprachauffassung beruhende Übersetzungsmodell der Aufklärung, das das Übersetzen ganz unproblematisch als Einkleiden des Inhalts in eine neue sprachliche Hülle definierte,<sup>9</sup> gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch solche Übersetzungskonzepte abgelöst, die an die historisch-dynamische Sprachauffassung des Neuhumanismus und der Frühromantik anknüpften. Die Erkenntnis des engen Zusammenhangs von Sprache und Denken sowie von Inhalt und Form (Humboldt, Schleiermacher), das Bewusstwerden der Geschichtlichkeit sprachlicher Äußerungen, die Erfahrung sprachlicher Differenz sowie der jeweils neu zu vermessenden Distanz zwischen verschiedenen Zeit-, Sprach- und Kulturräumen, insbesondere zwischen Antike und Moderne (Schlegel, Novalis), schließlich auch die wachsende Bereitschaft, sich auf das Fremde, Andersartige einzulassen, waren notwendige Voraussetzungen dafür, dass die Antike als übersetzte Kultur überhaupt einen eigenen Stellenwert erlangen konnte.

Auch im Hinblick auf die Übersetzungspraxis ging im ausgehenden 18. Jahrhundert ein maßgeblicher Impuls von der Übertragung eines antiken Werkes aus. Johann Heinrich Voss unternahm es in seinen Homer-Übersetzungen (*Odyssee* 1781, *Ilias* und überarbeitete Fassung der *Odyssee* 1793) erstmals, sowohl die sprachlichen Charakteristika des griechischen Epos als auch dessen hexametrische Form in

9 S. Vensky, *Das Bild eines geschickten Übersetzers* (1734), 63: „Personen, die nützliche Schriften in andere Sprachen einkleiden, werden also Uebersetzer genennet.“



deutscher Sprache so genau wie möglich nachzubilden, und wies mit dem Normativitätsanspruch antiker Literatur der klassizistischen Übersetzung die Richtung.

In den untersuchten übersetzungstheoretischen Texten selbst wird häufig die Sonderrolle erörtert, die den alten Sprachen auf verschiedenen Ebenen – u. a. unter sprachtheoretischen, kulturellen oder politisch-historischen Gesichtspunkten – zugeschrieben wird:

- Die Frühromantiker vertreten die Auffassung, dass im Übersetzen antiker Literatur – aufgrund der großen zeitlichen, räumlichen und kulturellen Distanz – der Aspekt der Historizität und Fremdheit besonders deutlich erfahrbar werde (Novalis, Schlegel, Schleiermacher).
- Die Vertreter der klassizistischen Übersetzungstradition berufen sich auf die Ursprünglichkeit des Griechischen, das seine große Gattungs- und Formenvielfalt nahezu ohne Fremdeinflüsse ganz aus sich entwickelt habe und daher unter den übrigen Sprachen als Musterbeispiel der Selbstvervollkommnung einer Nation gelten könne (Humboldt).
- Im Zuge der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich verstärkenden nationalen Tendenzen wird oftmals – in Abgrenzung zu den stärker am Lateinischen orientierten Franzosen (und Italienern) – das Motiv einer Sprach- oder gar Seelenverwandtschaft zwischen Deutschen und Griechen wieder aufgegriffen und neu gedeutet (Wilamowitz und sein Kontrahent Borchardt, R. A. Schröder).<sup>10</sup>
- Kulturhistorische Darstellungen heben häufig auch die starke Einwirkung der „classischen Literaturen“ auf die Entwicklung der modernen Gesellschaften hervor (z. B. Hertzberg 1864).
- In den eher fachdidaktisch orientierten Schriften wird nach wie vor die besondere Eignung des Übersetzens aus den alten Sprachen als Stilübung, Denkschulung und Mittel zur Sprachsensibilisierung hervorgehoben (Mommsen, Keller, Cauer).
- Bisweilen kommt es zu einer Funktionalisierung des Übersetzens antiker Texte aus kulturpolitischen Motiven heraus. Das Übersetzen antiker Literatur wird als geeignet angesehen, den modernen Rezipienten bestimmte moralische Werte zu vermitteln und ihnen die Zusammenhänge der eigenen (europäischen) mit der antiken Kultur zu verdeutlichen (Wilamowitz).
- In dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufkommenden Interesse an der „anderen“, „archaischen“ Antike, wie es sich beispielsweise in der begeisterten Aufnahme der von Norbert von Hellingrath wiederentdeckten Pindar-Übertragungen Friedrich

10 S. Wilamowitz-Moellendorff, *Griechen und Germanen* (1923), 107: „Wir aber sind [scil. im Ggs. zu Franzosen, Engländern, Italienern und Schweden] imstande gewesen, den Hellenen in die Seele zu sehen, weil wir Germanen waren. Denn diese tiefe innere Verwandtschaft ist auch an den Tag gekommen und wird noch deutlicher werden.“ Rudolf Borchardt spricht in einer autobiographischen Notiz von der notwendigen ‚Rückgewinnung‘ ‚unserer griechischen Kulturvoraussetzung‘; Borchardt, *Der Dichter über sich selbst* (1929), 201. Bei R. A. Schröder heißt es: „Die Verwandtschaft beider Sprachen geht so weit, daß den, der mit dem Altertum seiner eigenen auch nur ein wenig vertraut ist, bisweilen das Gefühl anwandeln mag, als habe in glücklichen Momenten seine Arbeit eigentlich nur der Übertragung von Worten und Begriffen aus einem jüngeren in einen gealterten Sprachzustand zu gelten.“ Schröder, *Nachwort des Übersetzers [zu Homer, Ilias]* (1943), 619.

Hölderlins oder in der von Heidegger inspirierten Wortontologie Wolfgang Schadowaldts in Bezug auf die griechischen Lyriker und Tragiker manifestiert, wird dem Übersetzen griechischer Literatur ebenfalls eine Sonderrolle zugewiesen.

Nicht immer aber wird das Übersetzen antiker Literatur als etwas Besonderes betont; bisweilen spielt das Spezifische der alten Sprachen höchstens implizit eine Rolle (Tycho Mommsen). Gerade seit den 1960er Jahren mehren sich solche Stimmen, die sich gegen eine Sonderbehandlung antiker Literatur aussprechen (C. Bremer, V. Ebersbach, M. Fuhrmann). Bei dem Großteil der in der vorliegenden Untersuchung dargestellten Positionen ist die den antiken Texten zugewiesene Sonderrolle aber von Bedeutung.

In vielen übersetzungstheoretischen Abhandlungen wird nicht nur zwischen alten und modernen Sprachen, sondern auch zwischen dem Übersetzen aus dem Griechischen und dem Übersetzen aus dem Lateinischen unterschieden. Dem Griechischen wird dabei in den meisten Fällen eine Vorrangstellung zugesprochen. Die häufigsten Argumente in diesem Zusammenhang betreffen die größere sprachliche und kulturelle Nähe des Griechischen zum Deutschen und die zugleich vorgenommene Abgrenzung von der stärker auf das Lateinische ausgerichteten Übersetzungstradition der romanischen Länder, ferner die bereits erwähnte Annahme einer größeren Ursprünglichkeit des Griechischen, während die lateinische Literatur als von der griechischen abhängig und damit bereits als klassizistisch abgewertet wird. Außerdem erscheint bisweilen gerade die griechische Dichtung aufgrund ihrer großen Gattungs-, Stil- und Formenvielfalt sowie aufgrund ihres erhöhten Rekonstruktionsbedarfes in Bezug auf die performativen Elemente (Musik, Rhythmus, Tanz, Klang, Instrumentierung etc.) als besonders reizvoll.

Aber Übersetzungen bzw. Übersetzungskonzepte können nicht nur in Beziehung zu bestimmten Antike-Konzepten stehen, sondern auch über das national-kulturelle Selbstverständnis des Übersetzers Aufschluss geben. So zeigt sich das klassizistische Konzept einer idealen und vorbildhaften Antike in dem übersetzerischen Bestreben, durch Nachbildung der sprachlichen und metrischen Formen des Originals die als defizitär empfundene deutsche Sprache zu bereichern und zu bilden (Voss, Humboldt), und das gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufkommende Bewusstsein für die Historizität der Antike fand Ausdruck in frühromantischen Übersetzungskonzeptionen, die gerade das Fremde und Differenten des Originals sichtbar machen wollten (Schleiermacher). Ein Jahrhundert später hielt man den sprachlich-formalen Nachbau antiker Dichtung nicht mehr für erforderlich, sondern berief sich auf den hohen Stand der eigenen Kultur und auf diejenigen Normen, die durch die deutschen „Klassiker“ Goethe und Schiller vorgegeben seien (Wilamowitz). Ein neues, sich von dem goethezeitlichen Bild einer idealen Antike konsequent distanzierendes archaisierendes Antikekonzept entwickelten schließlich die Vertreter der klassischen Moderne, wie beispielsweise Rudolf Borchardt mit seinem Programm der „schöpferischen Restauration“ oder Norbert von Hellingrath, dessen Wiederentdeckung der Hölderlin'schen Pindar-Übersetzungen besonders im George-Kreis große Aufmerksamkeit erregte. Archaisierende Antikekonzepte werden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstärkt auch in Übersetzungen im Zusammenhang mit Theateraufführungen sichtbar.

## IV

Spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts findet die übersetzungstheoretische Diskussion interdisziplinär und international statt. Nachdem sich die Übersetzungswissenschaft, die vor allem zu Beginn stark linguistisch orientiert und auf praktische Übersetzungskompetenz ausgerichtet war, Ende der 1960er Jahre als Disziplin konstituiert hatte, bildete sich zu Beginn der 1990er Jahre zudem eine vorwiegend historisch-deskriptiv ausgerichtete Übersetzungsforschung heraus, die literaturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Fragen einbezieht. Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhundert wurde schließlich der *translational turn* der Kulturwissenschaft propagiert.<sup>11</sup> So stehen hinter dem Begriff der Übersetzung verschiedene Konzepte und Diskurse.

Die gegenwärtige Übersetzungsdiskussion ist also durch eine große Heterogenität gekennzeichnet, die die methodischen Ansätze wie die Begrifflichkeiten selbst betrifft. Die Bezeichnung ‚Übersetzung‘ wird nicht nur im engeren Sinn gebraucht, also für Vorgänge, die zwischen zwei Sprachen stattfinden (interlinguales Übersetzen), sondern auch für den innersprachlichen Wechsel zweier verschiedener Sprachstufen (intra-linguales Übersetzen) und sogar für transmediale Übergänge zwischen zwei Zeichensystemen.<sup>12</sup> Im übertragenen Sinne oder als *tertium comparationis* wird der Begriff ‚Übersetzung‘ überdies für viele weitere Phänomene (z. B. für Verstehen) verwendet.

Gegenstand der vorliegenden Darstellung sind nur Schriften, die sich mit dem Übersetzen zwischen natürlichen Sprachen befassen, und hier wiederum nur deutschsprachige Beiträge, die ausdrücklich die besonderen Anforderungen und Bedingungen des Übersetzens antiker Autoren reflektieren oder doch im Zusammenhang des Übersetzens aus dem Griechischen oder Lateinischen ins Deutsche entstanden sind.

Daraus erklärt sich auch, weshalb die Probleme des Übersetzens von Prosa hier kaum Berücksichtigung finden: Dem neuhumanistischen Kanon entsprechend, galt im 19. Jahrhundert das Interesse des gebildeten Lesepublikums – und damit auch der Übersetzer – vorrangig dem Epos, der Tragödie und der Lyrik, während etwa Philosophie, Historiographie oder Rhetorik in den Hintergrund traten. Hinzu kommt, dass seit dem 18. Jahrhundert das hohe Ansehen antiker Formensprache eine Debatte um deren Nachahmbarkeit auslöste. Auch im Zusammenhang des Übersetzens stand die Frage, ob und wie griechische Verse in die deutsche Sprache übertragen werden können, im Mittelpunkt, was die Übersetzungsdiskussion bis ins 20. Jahrhundert hinein maßgeblich bestimmte.

Aber auch die Theoriediskussion außerhalb des deutschen Sprachraums bleibt hier unberücksichtigt, was insofern sachlich begründbar ist, weil sich nur in wenigen Einzelfällen nennenswerte Interferenzen mit der deutschen Diskussion feststellen lie-

11 Bachmann-Medick (2006), 238–283, macht den Übersetzungsbegriff zu einem zentralen Paradigma kultureller Analysen.

12 Zur Unterscheidung in interlinguales, intralinguales (auch *rewording*) und intersemiotisches Übersetzen (auch *transmutation*) s. Jakobson (1974), 154–161.

ßen.<sup>13</sup> Aber auch die umfangreiche theoretische Literatur ohne Antikebezug wird in der Darstellung nicht weiter aufbereitet. Die Übersetzungstheorie der Frühromantik wird immerhin kursorisch dargestellt, weil sie für Solger, Schleiermacher und die gesamte weitere Diskussion von enormer Bedeutung war. Nietzsches aphoristische Äußerungen<sup>14</sup>, Walter Benjamins Baudelaire-Vorwort<sup>15</sup> oder die Überlegungen zur Bibelübersetzung von Buber und Rosenzweig<sup>16</sup> werden dagegen übergangen, weil sie keine nennenswerten Spuren in der Diskussion über das Übersetzen antiker Autoren hinterlassen haben. Das gleiche gilt für im 20. Jahrhundert erneut vorgetragene sprachphilosophisch-hermeneutische Perspektiven auf das Übersetzungsproblem (Heidegger, Gadamer).<sup>17</sup> Offenbar wurde nach Schleiermacher und Humboldt gerade im Zusammenhang des Übersetzens antiker Schriften die Kopplung von Übersetzungstheorie und allgemeiner Geistesgeschichte weitgehend aufgegeben.

Diese Einschränkungen schlagen sich auch in der Auswahl der herangezogenen Forschungsliteratur nieder. So sind die Fragestellungen der Übersetzungs- und kulturwissenschaftlichen Forschung nur bedingt nutzbar. Die literaturgeschichtliche Übersetzungsforschung (*translation studies*) betrachtet Übersetzungen als Teil des Sprach-, Literatur- und Kultursystems (u. a. in der *polysystem theory*)<sup>18</sup> und bezieht dabei auch Übersetzungen antiker Autoren mit ein.<sup>19</sup> Allerdings wird der Blick dabei weniger auf theoretische Fragen, sondern vielmehr auf die Übersetzungen selbst gerichtet, und zwar meist auf Übersetzungen aus neuen Sprachen. Zu Übersetzungen antiker Literatur liegen bislang nur Einzelstudien vor.<sup>20</sup>

13 Als eines der seltenen Beispiele für die Auseinandersetzung mit englischer Theorie in Deutschland ist Löbel (1793) zu nennen. Die spezifische Entwicklung der Übersetzungstheorie in Deutschland stellt – aus französischer Sicht – Berman (1984) dar.

14 Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse* (1886), § 28, 42 f., und ders., *Die fröhliche Wissenschaft* (1882), § 83, 114 f. Beide Texte sind auch abgedruckt in Störig (1973), 136–138.

15 Benjamin, *Die Aufgabe des Übersetzers* (1923).

16 Buber/Rosenzweig, *Die Schrift und ihre Verdeutschung* (1936); Buber, *Zu einer neuen Verdeutschung der Schrift* (1954). Eine ausführliche Aufarbeitung der übersetzungstheoretischen Ansätze Franz Rosenzweigs bietet Askani (1997).

17 Heidegger, *Der Ursprung des Kunstwerkes* (1935); ders., *Hölderlins Hymne „Der Ister“* (1942); ders., *Parmenides* (1942/43); ders., *Heraklit* (1943/44); ders., *Der Spruch des Anaximander* (1946); ders., *Was heißt Denken?* (1954); ders., *Der Satz vom Grund* (1957); Gadamer, *Wahrheit und Methode* (1960), 387–393; ders., *Wie schreibt Sprache das Denken vor?* (1970), v. a. 205 f.; ders., *Lesen ist wie Übersetzen* (1989).

18 V. a. Even-Zohar (1990); Touri (1980) und (1995).

19 Z. B. Apel (1982) und die im Göttinger Sonderforschungsbereich 309 („Die literarische Übersetzung“) entstandenen Arbeiten, darunter Poltermann (1990).

20 Z. B. Gronemeyer (1963) zu R. A. Schröders Vergil-Übersetzungen, Frey (1964) zu Übersetzungen des Sophokleischen *König Ödipus* oder Häntzschel (1977) zu Voss' Homer-Übersetzung.

## V

Keine literaturhistorische Darstellung kommt ohne chronologische Gliederungen aus, ohne das Bestimmen von größeren oder kleineren Zäsuren, die verschiedene Zeitabschnitte voneinander trennen. In der Geschichte der Übersetzungstheorie sind einige Einschnitte unmittelbar augenfällig. Die Epochenschwelle um 1800 beispielsweise ist auch hier von grundlegender Bedeutung. Nicht immer lassen sich freilich die Daten übergeordneter literaturgeschichtlicher oder politischer Verläufe ohne weiteres auf Übersetzungsgeschichte und die damit zusammenhängende Theoriebildung übertragen; für das Jahr 1945 etwa ist hier kaum ein Kontinuitätsbruch zu erkennen. Sehr oft hat man es überdies mit allmählichen Veränderungen, mit der Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Tendenzen und Ansätze, mit Rückgriffen auf ältere Vorstellungen oder mit pendelartigen Gegenbewegungen zu tun. So ist es kaum möglich, das Ende ‚klassizistischer‘ Übersetzungsprinzipien zeitlich eindeutig festzulegen: Einerseits konnten diejenigen, die verstärkt seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts eine ‚poetische, deutsche‘ Übersetzung forderten, sich bereits auf ältere Gegenpositionen zu Voss berufen, andererseits ist seit den vierziger Jahren eine ‚neoklassizistische‘ Rückbesinnung auf das durch Voss etablierte metrische Prinzip festzustellen. Die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts sind ohnehin durch eine große Pluralität der Methoden und Theorieansätze bestimmt, die durch eine linear chronologische Gliederung nur bedingt dargestellt werden kann.

Den Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit bildet das Jahr 1794: Auch die zeitgenössischen Leser begriffen das Erscheinen der Homer-Übersetzung von Johann Heinrich Voss<sup>21</sup>, die das metrische, ‚sprachmimetische‘ Prinzip der klassizistischen Übersetzungssprache nachhaltig prägte, als Zäsur. In den nächsten zwei Jahrzehnten erreicht die Übersetzungsdiskussion, auch im Zusammenhang der hermeneutischen Wende und des Aufschwungs der (Klassischen) Philologie als eigenständiger Wissenschaftsdisziplin, eine nie gekannte Dichte und Qualität. Im Anschluss an frühromantische Theoriebildung erscheint 1808 Solgers Vorrede zur Sophokles-Übersetzung, 1813 Schleiermachers Akademierede, 1816 Humboldts Vorrede zum *Agamemnon*. In allen drei Fällen war eigene Übersetzungsarbeit vorangegangen.

Zur programmatischen Absage an klassizistische Übersetzersprache kommt es nach dem Ende des ‚Kunstzeitalters‘ im deutschen Vormärz. Der unmittelbare Bezug zur Gegenwart führt dabei oft auch zur politischen Deutung antiker Autoren.

Um die Jahrhundertmitte wird die Übersetzungsdiskussion an Diskurse des Realismus angebunden (Porträt- und Photographie-Metapher bei Seeger, Wilbrandt u. a.). Daneben sind weiterhin verschiedene Spielarten ‚neoklassizistischer‘ Übersetzung zu beobachten (z. B. im Münchner Dichterkreis, bei Johannes Minckwitz), wobei die Grenzen zwischen dem Prinzip der einbürgern und der metrischen Übersetzung oft verwischt werden.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bleibt ohne deutliche Zäsuren und ist allgemein durch geringe Theoriefreudigkeit und das Nebeneinander unterschiedlicher Kon-

21 Eine ältere Fassung der *Odyssee* war schon 1781 erschienen.

zepte gekennzeichnet. Oft stehen Übersetzungen dabei im Dienst des Schulkanons der humanistischen Gymnasien. Am Ende des Jahrhunderts versteht Wilamowitz Übersetzen als einen Prozess, der eine enge Seelenverwandtschaft, ja sogar ‚Seelenwanderung‘ zwischen antikem Autor und Übersetzer voraussetzt, und begründet den formalen Eklektizismus seiner Tragödienübersetzungen durch eine Analogisierung griechischer Sprachformen mit verschiedenen etablierten Mustern der deutschen Literaturgeschichte.

In scharfer Auseinandersetzung mit Wilamowitz wird um 1900 Form als ein zu bewahrendes Element der Dichtung neu bewertet. 1905 erscheint Borchardts *Gespräch über Formen*, 1910 Kurt Hildebrandts *Hellas und Wilamowitz*. Von großer Wirkung ist die Erstausgabe von Hölderlins Pindar-Übertragungen, die Norbert von Hellingrath 1910 unternahm.

1927 erscheint Schadewaldts erster Beitrag zur Übersetzungstheorie (*Das Problem des Übersetzens*), der noch in Kontinuität zur unmittelbar vorangegangenen Diskussion steht und – wie andere Beiträge dieser Jahre – das Übersetzen als Tätigkeit zwischen Kunst und Wissenschaft betrachtet. Die großen kunsttheoretischen Fragen der Zeit (Form und Stil, Irrationalität des Dichterischen) stehen im Vordergrund. Zudem werden die Theorieansätze in einzelnen Punkten auf historische Positionen (vor allem Schleiermacher, aber auch Wilamowitz) bezogen. Die Ideologie des Nationalsozialismus hinterlässt in der Übersetzungsreflexion wenig Spuren.

Seit den sechziger Jahren verläuft die Übersetzungsdiskussion parallel zur Entwicklung der Geisteswissenschaften. Allerdings wird die pragmatische Übersetzungswissenschaft nur selten für Reflexionen beim Übersetzen antiker Autoren genutzt (z. B. bei Nickel, 1974), hermeneutisches Problembewusstsein sucht man vergebens. Die starke Präsenz des antiken Dramas auf deutschsprachigen Bühnen nach 1945 führt dazu, dass Fragen der Übersetzung am häufigsten anhand griechischer Tragödien erörtert werden. Dabei bildet die Entgegensetzung von dokumentarischem und transponierendem Übersetzen, wie sie in der Kontroverse zwischen Schadewaldt und Staiger formuliert worden ist, ein wichtiges Motiv. Ob Schadewaldts Grundsätze des dokumentarischen Übersetzens auch auf lateinische Texte anwendbar sind, wird bis in die Gegenwart hinein intensiv diskutiert (Kytzler, Fuhrmann, Fink, von Albrecht, Holzberg).

In jüngster Zeit ist auch das antike Epos wieder Gegenstand theoretischer Auseinandersetzungen geworden. Die Homer-Übersetzer Kurt Steinmann und Raoul Schrott greifen dabei in der Darlegung ihrer Prinzipien auf Motive der um 1800 einsetzenden Theoriedebatte zurück und kommen zu höchst kontroversen Ergebnissen: Die Debatte kann neu beginnen. Die vorliegende Darstellung und Dokumentation könnte dafür als Grundlage dienen.

Josefine Kitzbichler  
Katja Lubitz  
Nina Mindt

Von 1800 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

*Josefine Kitzbichler*





# Übersetzungstheoretischer Paradigmenwechsel um 1800

## Voraussetzungen

Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht, mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet seyn, so wie überhaupt jede Uebersetzung von einfacher und anspruchsloser Liebe zum Original, und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren muß.<sup>1</sup>

Als Wilhelm von Humboldt 1816 eine Übersetzung von Aischylos' *Agamemnon* veröffentlichte, legte er in einer Vorrede Rechenschaft über die zugrunde gelegten Prinzipien ab. „Einfache Treue“ gegenüber dem Original lautete darin lapidar die erste Bedingung für eine gute Übersetzung. Dies scheint heute selbstverständlich, ist doch die Anbindung an die Vorlage das wesentliche Merkmal, das Übersetzungen von „Originalliteratur“ unterscheidet. Aber Humboldt hätte das Treuepostulat nicht so herausgehoben, er hätte nicht auf den „wahren Charakter“ des Originals hinweisen müssen, er hätte sich nicht auf den „Geist der Nation“ berufen müssen, wenn die Treue der Übersetzung gegenüber dem Original tatsächlich selbstverständlich gewesen wäre. Und Humboldt fährt fort:

Mit dieser Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, daß die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt [...].<sup>2</sup>

„Treue“ im Verständnis Humboldts heißt auch, die Fremdheit, die dem griechischen, zweieinhalb tausend Jahre alten Ausgangstext eignet, in der Übersetzung mit darzustellen.

Eine Übersetzung setzt also, nach Humboldts Auffassung, gründliches Studium voraus. Sie muss in erster Linie dem Original, seinem wahren, d. h. sprachlichen und nationalen Charakter treu sein, wodurch sie notwendigerweise innerhalb der Literatur des Übersetzers fremd erscheint. Nur so kann sie schließlich der eigenen Nation und Sprache förderlich sein. Mit dieser Begriffsbestimmung steht Humboldt für den übersetzungstheoretischen Paradigmenwechsel, der sich in die Epochenschwelle um 1800 einordnet und zugleich seine eigene Geschichte hat.

Die praktischen Konsequenzen lauteten für Humboldt (und für andere zeitgenössische Übersetzer): Die Übersetzung muss dem Text des Originals folgen, ohne Erläuterungen unverständlicher Stellen hinzuzufügen, ohne anstößige oder als unnötig emp-

---

1 Humboldt, [Vorrede] (1816), XIX. Zu Wilhelm von Humboldt s. u. S. 64 ff.

2 Humboldt, [Vorrede] (1816), XIX.

fundene Stellen auszulassen, ohne als fehlerhaft betrachtete Stellen zu verbessern. Sie muss jedem Vers des Originals genau einen deutschen Vers gegenüberstellen. Sie muss das Versmaß des Originals imitieren und, so weit es immer möglich ist, auch Wortfolge, Wortbau und Syntax bewahren. An diese Erneuerung der Übersetzungssprache knüpfte sich eine intensive theoretische Diskussion, die in großem poetologischem, sprach- und geschichtstheoretischem Zusammenhang geführt wurde und die von immenser Wirkung bis hinein in die Gegenwart ist.

Natürlich hatte man auch im 18. Jahrhundert der Frage des Übersetzens Aufmerksamkeit geschenkt.<sup>3</sup> Nach Maßgabe der Aufklärung und ihres rationalistischen Sprachkonzepts galten Wörter als einfache Zeichen für die Gedanken. Hinter den verschiedenen Zeichen der einzelnen Sprachen standen universell gültige Bedeutungen. Alle Zeichen konnten verlustfrei durch gleichbedeutende Zeichen anderer Sprachen ersetzt werden. Weder für Johann Christoph Gottsched noch für die Zürcher Johann Jakob Breitinger und Johann Jakob Bodmer noch für Lessing stellte sich Übersetzung daher als ein Problem dar. Übersetzungstheorie bestand vor allem aus Handlungsanweisungen. Übersetzungen antiker Autoren sollten – wie Literatur überhaupt – den Leser unterrichten und unterhalten; dazu mussten sie den rhetorischen Anforderungen von *claritas*, *proprietas* und *decorum* gerecht werden. Das Übersetzen antiker Verse entweder in Prosa oder in „deutsche“ Verse (Blankvers, Alexandriner, gereimte Strophen) war üblich und entsprach der Lehrmeinung.<sup>4</sup> Ebenso üblich war es, das Original zu „verbessern“, dunkle Stellen verständlich zu machen und Erläuterungen in den Übersetzungstext selbst zu integrieren. So zielte Christian Garves Cicero-Übersetzung (1787) darauf,

die Ideen desselben [*scil.* Ciceros] so vorzutragen, daß sie auf den Deutschen Leser eine gleiche Wirkung thun, als die lateinisch ausgedrückten der Urschrift auf den Römer gethan ha-

3 Zur Übersetzungstheorie im 18. Jahrhundert vgl. Huber (1968); Apel (1982), 36–89; Kelletat (1984); Apel/Kopetzki (2003), 73–83; Senger (1971). Zur Rezeption der Übersetzungstheorie des 18. Jahrhunderts und zum Rückgriff besonders auf die rhetorische Begrifflichkeit im 20. Jahrhundert (Fuhrmann) s. u. S. 339–342.

4 Für Gottsched beispielsweise war die Prosaübersetzung Programm: „Die Verse machen das Wesen der Poesie nicht aus, viel weniger die Reime [...]. Denn wer wollte es leugnen, dass nicht die prosaische Übersetzung, welche die Frau Dacier vom Homer gemacht noch ein Heldengedicht geblieben wäre.“ Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* (1751), 6 f. Zu Anne Dacier s. u. S. 19. Noch 1814 plädierte Goethe für Prosaübersetzungen: „[D]as eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Äußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und, wenn er gegenwärtig ist, verdeckt.“ Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, 11. Teil (1814), Bd. 9, 493. In Übersetzungen griechischer Tragödien und Komödien hatte sich Ende des 18. Jahrhunderts der Blankvers weitgehend durchgesetzt. Die Aischylos-Übersetzung des Grafen Stolberg etwa (1802) verwendete ihn für die Dialoge und fasste die Chöre in freie Rhythmen; Wielands Übersetzung der *Acharner* (1794) war überhaupt die erste Vers-Übersetzung des Aristophanes seit beinahe zweihundert Jahren (seit der Übersetzung der *Wolken* von Isaak Fröreisen aus dem Jahr 1613, die in Knittelversen gehalten war); sie ersetzte die griechischen Trimeter ebenfalls durch deutsche Blankverse.

ben. Ich will kein Gemähde, sondern ich will einen Unterricht in nützlichen Wahrheiten geben.<sup>5</sup>

Garve betrachtete die Übersetzung also dezidiert nicht als Abbild („Gemähde“) eines antiken Texts, sondern als nahezu eigenständige moralphilosophische Schrift und musste folglich daran interessiert sein, vermeintliche Dunkelheiten des lateinischen Textes in der Übersetzung zu beseitigen und Gedankenfolgen, die er für unrichtig hielt, zu korrigieren.

Dennoch zeichnet sich auch bei einigen Autoren der Aufklärung schon ein aufkommendes Problembewusstsein ab. Während beispielsweise Johann Christoph Gottsched<sup>6</sup> und Georg Venzky<sup>7</sup> dem Verständnis vom Übersetzen als einer bloßen Substitution der sprachlichen Zeichen unbedenklich folgten, tauchten in Johann Jakob Breitingers *Critischer Dichtkunst* (1740) Ansätze zu einer Historisierung von Sprache und Dichtung auf, die auch den Übersetzungsbegriff berührten. Dies geschah zunächst vor allem in Auseinandersetzung mit englischer Literatur; Bodmers Übersetzung von John Miltons *Paradise Lost* spielte dabei eine herausragende Rolle. Diejenigen übersetzungstheoretischen Entwürfe aber, die nach 1800 tatsächlich das rationalistische Sprach- und Übersetzungsverständnis abzulösen vermochten, waren wesentlich von der Erfahrung des Übersetzens antiker, insbesondere griechischer Autoren inspiriert. Gemeinsam ist in jedem Fall die Distanz zum französischen Klassizismus, die in der Rezeption Miltons und Shakespeares bei den Zürchern oder bei Lessing inbegriffen war und die dann (während der Befreiungskriege!) bei Friedrich Schleiermacher<sup>8</sup>, Wilhelm von Humboldt und anderen zur feststehenden Bedingung wurde. Der übersetzungstheoretische Paradigmenwechsel vollzog sich auch in Abgrenzung gegen die französische Tradition der *belles infidèles*.<sup>9</sup>

Seit Winckelmann hatte der deutsche Klassizismus<sup>10</sup> antike Formensprache nicht nur in der bildenden Kunst zum Muster erhoben und zugleich den Fokus von Rom nach Griechenland verschoben. Die begeisterte Aufnahme Homers, Sophokles' und anderer Autoren brachte in kurzer Zeit eine große Zahl neuer Übersetzungen hervor. Auch die Philologie nahm einen enormen Aufschwung und lieferte neben Texten und

5 Garve, *Vorrede* (1787), XIII. Zugleich mit der Übersetzung erschienen *Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen zu Cicero's Büchern von den Pflichten* (3 Teile). Garve (1742–1798) war philosophischer Schriftsteller und Freund Moses Mendelssohns. Die Vorrede zur Cicero-Übersetzung zeigt, dass ihm die historische Betrachtungsweise keineswegs fremd war. Bei Autoren, die „etwas Eigentümliches haben“, also bei Rednern und Dichtern, müsse der Übersetzer den Leser auch „in jene Zeiten und Oerter“ des Originals zu versetzen wissen, was für Schriftsteller, die „gar nichts eigenes haben“, nicht gilt. Zur letztgenannten Gruppe zählte er auch philosophische Schriftsteller (wie eben Cicero). Allerdings bleiben diese historisierenden Tendenzen den rhetorischen Kategorien untergeordnet. Vgl. Garve, *Vorrede* (1787), X.

6 Gottsched äußerte sich im *Versuch einer Critischen Dichtkunst* (1751) nur am Rande zum Übersetzen.

7 Vgl. Georg Venzky, *Das Bild eines geschickten Übersetzers* (1734). Venzky gehörte dem Kreis um Gottsched an.

8 Zu Schleiermacher s. u. S. 54 ff.

9 Zu Begriff und Geschichte der *belles infidèles* vgl. Graeber (2007).

10 Unter „Klassizismus“ wird im Folgenden, wenn es nicht ausdrücklich anders vermerkt ist, nicht der französische, sondern immer der deutsche Klassizismus in der Nachfolge Winckelmanns verstanden.

Kommentaren eine Fülle historischer und literaturgeschichtlicher Kenntnisse. Sie fußte auf klassizistischen Vorgaben, hatte aber bald auch Anteil an der hermeneutisch-historischen Wende, die nach 1800 den historischen Wissenschaften ein neues methodisches Fundament gab.

Wenn erste Ansätze einer Erneuerung der Übersetzungssprache und des Übersetzungsbegriffs also schon vor Winckelmann sichtbar sind und wenn daher die Behauptung eines Paradigmenwechsels und mehr noch seine zeitliche Bestimmung nicht ohne Schwierigkeiten ist: die Bedingungen, unter denen Übersetzungstheorie neu formuliert werden konnte, lagen wesentlich in der nach klassizistischen Vorgaben neu geprägten Sprachform für Übersetzungen, in dem aufkeimenden historischen Bewusstsein, der hermeneutisch-historischen Methodenbildung und nicht zuletzt im Kenntniszuwachs, den die philologische Forschung damals brachte.

1793 erschien in vier Bänden der Voss'sche deutsche Homer.<sup>11</sup> 1808 begründete Karl Wilhelm Ferdinand Solger in seiner deutschen Sophokles-Ausgabe erstmals, dass Übersetzung als Form sprachlicher Rekonstruktion eine genuine Methode der Philologie ist.<sup>12</sup> 1813 hielt Friedrich Schleiermacher seine folgenreiche Akademierede *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens*.<sup>13</sup> 1816 erschien Wilhelm von Humboldts Übersetzung des Aischyleischen *Agamemnon* mit einem klassizistischen Voraussetzungen und sprachphilosophischen Ansätzen gleichermaßen verpflichteten Vorwort.<sup>14</sup> Mit diesen Daten ist der zeitliche Rahmen gesteckt, in dem sich der theoretische Paradigmenwechsel vollzog. Seine Bedingungen – Klassizismus, historische Hermeneutik, Philologie – sind im Folgenden näher zu erläutern.

### Klassizismus

Die Verspätung der deutschen, d. h. der Weimarer Klassik im europäischen Vergleich hatte nicht nur die Gleichzeitigkeit von Klassik und Romantik, von idealer und historischer Betrachtung der Antike zur Folge, sondern auch den singulären Weg deutscher Übersetzungsgeschichte und -theorie. Das Konzept größtmöglicher Formtreue, wie es von Humboldt und anderen vertreten wurde, fand in anderen europäischen Literaturen damals weder Analogien noch Nachahmer.<sup>15</sup> Konstitutiv für dieses Konzept waren zunächst drei Momente: die Ersetzung des römischen Paradigmas durch das griechische, der hohe Stellenwert, den man generell im Klassizismus künstlerischer Form beimaß, und das eigentümliche Spannungsverhältnis von Normativität und Historizität im Hinblick auf die Antike.

11 Eine erste Fassung der *Odyssee* war bereits 1781 im Selbstverlag erschienen. Übersetzungsgeschichtlich bedeutsamer ist die Ausgabe von 1793.

12 Zu Solger s. u. S. 46 ff.

13 S. u. S. 53 ff.

14 S. u. S. 64 ff.

15 Eine fundierte Untersuchung zu den Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Übersetzungsliteraturen und -theorien im europäischen Maßstab steht bislang aus; vgl. einstweilen Berman (1984) und van Hoof (1991).

Seit Winckelmann hatte Griechenland gegenüber Rom in Deutschland den Vorzug erhalten, was eine Neubestimmung des Kanons antiker Literatur nach sich zog und zugleich eine Absage an die französische Literatur und Kunst bedeutete. Homer und die griechischen Tragiker rückten an die erste Stelle. Die neuen „Klassiker“ waren aber für die große Mehrzahl der Sprachkundigen nur über lateinische oder französische Übersetzungen oder gar über kompendiarisch verfügbare Auszüge und Nacherzählungen zugänglich.<sup>16</sup> Es ergab sich die Notwendigkeit, diese Texte in Übersetzungen, die den Bedürfnissen gerecht wurden, völlig neu zu erschließen. Diese Verschiebungen im Kanon werden deutlich, wenn man beispielsweise die Geschichte der Ovid-Übersetzungen neben der der Übersetzungen griechischer Tragiker betrachtet: Dem deutlichen Rückgang deutscher Ovid-Ausgaben seit Ausgang des 18. Jahrhunderts steht ein sprunghafter Anstieg der Tragödien-, insbesondere der Sophokles-Übersetzungen gegenüber. Ähnliches lässt sich auch für andere Autoren feststellen.<sup>17</sup>

Mit dem Übersetzen gingen neue formale Herausforderungen und Erfahrungen einher. Schon durch Friedrich Gottlieb Klopstocks Christus-Epos *Messias* (4 Bde., 1751–1773), das der deutschen Literatur den Hexameter gewann, und durch Klopstocks antikische Odenstrophen war eine Diskussion um die Adaption antiker Versmaße für deutsche Literatur angestoßen worden.<sup>18</sup> Zwar wurde der Aspekt der Form seit Winckelmann vorrangig über die bildenden Künste, besonders die Plastik vermittelt, aber auch im Medium der Sprache erfuhr Form neue Beachtung. Der Hexameter, den Klopstock geschaffen hatte, lehnte sich vergleichsweise lose an die antiken Vorgaben an. Er ersetzte beispielsweise den Spondeus meist durch einen deutschen Trochäus, was, nach Auffassung Klopstocks, der Eigenart der deutschen Sprache geschuldet war. „Unser Hexameter ist also nicht sowohl eine griechisch-deutsche Versart, sondern viel-

16 Goethe beispielsweise wurde zu Anfang der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts durch französische und englische Schriften auf Homer aufmerksam; vgl. *Dichtung und Wahrheit*, 12. Buch (1814), Bd. 9, 538. Schillers Euripides-Übersetzungen (siehe Literaturverzeichnis) entstanden im Wesentlichen auf der Grundlage lateinischer und französischer Übersetzungen; August Wilhelm Schlegel spottete deshalb: „Nur wenig Englisch weiß ich zwar, / Und Shakspeare ist mir gar nicht klar: / Doch hilft der treue Eschenburg / Wohl bei dem Macbeth mir hindurch. / Ohn’ alles Griechisch hab’ ich ja / Verdeutsch die Iphigenia; / Lateinisch wußt’ ich auch nicht viel, / Und zwäng’ in Stanzen den Virgil.“ – Besonders verbreitet waren die oft sehr frei verfahrenen französischen Übersetzungen der Madame Anne Dacier (Homer, Aristophanes, Anakreon, Sappho u. a.) oder die von dem Jesuitenpater Pierre Brumoy herausgegebene Sammlung *Le théâtre des Grecs* (zuerst in 3 Bänden 1730 in Paris erschienen, später erweitert und vielfach nachgedruckt).

17 So verzeichnet der Katalog der Berliner Staatsbibliothek für die Zeit von 1750 bis 1800 zehn Übersetzungen von Vergils *Aeneis* (darunter allerdings auch Teilübersetzungen), für die Zeit von 1800 bis 1850 sind es, wenn man Neuauflagen älterer Übersetzungen nicht zählt, nur drei. Ähnlich steht es bei Ovids *Metamorphosen*: zwölf Übersetzungen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts steht eine einzige (die von Voss, 1824) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber. Für Sophokles ergibt sich ein umgekehrter Befund: neun Übersetzer haben zwischen 1750 und 1800 deutsche Versionen vorgelegt, zwischen 1800 und 1850 waren es 25. Bei Homer freilich war die Übersetzung durch Voss so erfolgreich, dass nach 1800 kein Anstieg in der Übersetzungsstatistik zu verzeichnen ist.

18 Vgl. Klopstock, *Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen* (1755) und *Vom deutschen Hexameter* (1779). Zur Aneignung antiker Versmaße im 18. Jahrhundert vgl. u. a. Kellertat (1949) und Hellmuth/Schröder (1976). S. außerdem unten S. 32–34.

mehr eine deutsche<sup>19</sup>, lautete Klopstocks Auffassung. Von Klopstocks Verskunst ausgehend und in Auseinandersetzung mit dem zu übersetzenden griechischen Text formte sich eine besondere klassizistische deutsche Übersetzersprache. Auslösendes Ereignis war ein Wettstreit dreier Freunde um die richtige Art, Homer zu übersetzen.

Mitte der 1770er Jahre – Klopstocks Aufenthalt in Göttingen und sein begeisterter Empfang durch die Dichter des Göttinger „Hainbunds“ im Jahr 1774 lag noch nicht lange zurück – begannen die *Ilias*- und *Odyssee*-Übersetzungen dreier Hainbündler in der literarischen Öffentlichkeit Aufmerksamkeit zu erregen. Gottfried August Bürger<sup>20</sup> hatte schon 1771 erste Proben aus einer in Jamben übersetzten deutschen *Ilias* veröffentlicht, die zunächst weitgehend unbeachtet geblieben waren. Nun, im Jahr 1776, erschienen im neu gegründeten *Deutschen Museum* und in Wielands *Teutschem Merkur* weitere Stücke der Übersetzung und fanden allgemein Beifall: Aus Weimar wurde Bürger sogar eine finanzielle Unterstützung seines Vorhabens zugesagt.<sup>21</sup> Bald aber erreichte Bürger die Nachricht, dass auch Friedrich Graf zu Stolberg<sup>22</sup> eine *Ilias*-Übersetzung in Arbeit habe: „Er ist mit deinen Jamben nicht zufrieden, und glaubt, daß du Homer herabwürdigst“<sup>23</sup>, schrieb Heinrich Christian Boie, der Herausgeber des *Deutschen Museum*, an Bürger und benannte damit die Frage, um die der Wettstreit sich letztlich drehte: Welches Versmaß sollte der deutsche Homer haben? Stolbergs *Ilias* war in Hexametern geschrieben, die dem Vorbild Klopstocks folgten. Ein Auszug daraus erschien noch Ende desselben Jahres wiederum im *Deutschen Museum*, die Buchausgabe folgte 1778. Die Behandlung des Versmaßes und eine gewisse Flüchtigkeit

- 
- 19 *Vom deutschen Hexameter* (1779), 57. – Zum Problem der Spondeen schrieb Klopstock: „Wir haben Daktylen, wie die Griechen, und ob wir gleich wenige Spondeen haben; so verliert doch unser Hexameter dadurch, daß wir statt der Spondeen meistens Trochäen brauchen, so wenig, daß er vielmehr fließender, durch die Trochäen, wird; weil in unsern Sylben überhaupt mehr Buchstaben sind, als bei den Griechen. Es ist wahr, die Griechen unterscheiden die Länge und Kürze ihrer Sylben nach einer viel feinern Regel, als wir. Wenn wir unsre Sprache nach ihrer Regel reden wollten, so hätten wir fast lauter lange Sylben. Dieses ist der Natur des Gehörs zuwider, welches eine ungefähr gleiche Abwechselung von langen und kurzen Sylben verlangt. Die Aussprache hat sich daher nach den Forderungen des Ohrs gerichtet.“ – Klopstock, *Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen* (1755), 5.
- 20 Gottfried August Bürger (1747–1794) war durch Christian Adolf Klotz in Halle zuerst zu Altertumsstudien angeregt worden. 1768 ging er zum Jurastudium nach Göttingen und fand ebenda Zugang zu den literarischen Kreisen des Hainbunds. Bekannt wurde er vor allem durch seine Balladen und Gedichte.
- 21 Vgl. Goethe, *Disseitige Erklärung auf Bürgers Anfrage wegen Uebersetzung des Homers* (1776). Hinter dem Angebot standen neben Goethe selbst auch der Herzog Ernst August, Wieland, Knebel, Bertuch u. a. Auszüge aus Bürgers jambischer *Ilias*-Übersetzung erschienen in der *Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften* (1771), im *Deutschen Museum* (1776) und im *Teutschen Merkur* (1776). Bürgers Hexameter-Übersetzung erschien im *Journal von und für Deutschland* (1784).
- 22 Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750–1819) kam 1772 zum Studium nach Göttingen. Neben Oden, Balladen und Liedern verfasste er auch antikisierende Chordramen. Beachtliche Verbreitung fand seine Aischylos-Übersetzung (1783). Nach dem Übertritt zum Katholizismus (1800) kam es zu heftigen Kontroversen mit Voss.
- 23 Boie an Bürger, 25.10.1776, in: Strodtmann (1874), 348.

keit der Übersetzung – die Stolberg durchaus bewusst war<sup>24</sup> – rief die Kritiker auf den Plan. In den Streit, der entstand, mischte sich auch Johann Heinrich Voss<sup>25</sup>, der jüngste der drei, der zu dieser Zeit schon den Plan einer eigenen Homer-Übersetzung verfolgte.<sup>26</sup> (Bürger dagegen gab angesichts der Konkurrenz seine Arbeit vorerst auf<sup>27</sup>). Voss allerdings hatte sich nicht die *Ilias*, sondern die *Odyssee*, die unter den Freunden als das schwieriger zu übersetzende Werk galt, vorgenommen. Auszüge aus der Übersetzung wurden schon 1777 und 1778 an verschiedenen Stellen veröffentlicht, und mit großer Energie bereitete er in den folgenden Jahren die Buchausgabe vor. Sie erschien 1781 (im Selbstverlag) und enthielt, abweichend von der bisherigen, auch von Bürger und Stolberg befolgten Praxis, nicht nur den übersetzten Text des Epos, sondern auch einen Fußnotenapparat, der es Voss ermöglichte, Erklärungen schwer verständlicher Stellen aus dem Übersetzungstext auszulagern – der gewachsene Sinn für die Integrität des Originals ist auch darin sichtbar.

Voss' „Odüsee“, so seine Schreibweise, wurde allgemein gut aufgenommen, und als auch Stolberg seine Übersetzungspläne aufgab, entschloss sich Voss, eine Übersetzung der *Ilias* folgen zu lassen. Inzwischen aber hatte ihn seine Beschäftigung mit Vergils *Georgica* (1789 erschienen) zu neuen Einsichten in das antike Metrum und seine deutsche Darstellung geführt, zu einer „Theorie des deutschen Hexameters, die in wesentlichen Dingen von der Klopstockischen abweicht“<sup>28</sup>, wie er nicht ohne Sorge über die Reaktion Klopstocks schrieb. Anwendung der Zäsurenregeln auch in der Übersetzung gehörte ebenso zu dieser Theorie, wie die Beachtung der Silbenlänge im Deutschen, zumal bei den Spondeen, auf deren Bildung Voss viel Sorgfalt verwendete. Nach diesen Grundsätzen arbeitete Voss die *Odyssee* um und übersetzte die *Ilias*, so dass 1793 erstmals der ganze Homer in einer deutschen Ausgabe vorlag: Diese Übersetzung wurde zu einem entscheidenden Ereignis in der deutschen Übersetzungsgeschichte.

24 „Im Ernste fühl ich daß viel Nachlässigkeiten in meiner Uebersetzung sind, aber ich habe warlich nicht die Gabe zu feilen, Foibus Apollon gab mir keine Feile, das ist warlich mein Fall“, schrieb Stolberg deshalb an Klopstock; in: Tgahrt (1989), 310.

25 Johann Heinrich Voss (1751–1826), aus armen Verhältnissen stammend, kam mit finanzieller Unterstützung Boies 1772 zum Studium (u. a. bei Heyne) nach Göttingen, wo er sich den Hainbund-Autoren anschloss. Später war er als Rektor der Lateinschulen in Otterndorf und Eutin tätig; die letzten zwei Lebensjahrzehnte verbrachte er in Heidelberg. Mit seiner Homer-Übersetzung hat Voss ein epochales Werk der deutschen Übersetzungsgeschichte geschaffen (vgl. Häntzschel [1977]). Seine zahlreichen anderen Übersetzungen (Vergil, Horaz, Theokrit, Aristophanes u. a.) fanden schon bei den Zeitgenossen (wohl nicht immer zu recht) weniger Anerkennung und konnten sich nicht durchsetzen. In seiner Heidelberger Zeit überwarf er sich mit dem früheren Freund Stolberg (Pamphlet *Wie ward Fritz Stolberg zum Unfreien?*, 1819) und verstrickte sich in heftige Auseinandersetzungen mit den Romantikern (vor allem mit Creuzer und Görres).

26 Vor allem in den drei sog. *Verhören*, die 1779 und 1780 im *Deutschen Museum* erschienen.

27 Später unternahm Bürger noch den Versuch einer Hexameter-Übersetzung der *Ilias*, die jedoch fragmentarisch blieb. Lediglich Proben daraus erschienen im *Journal von und für Deutschland*; vgl. Wolf, *Ist Homer auch übersetzbar?* (1784).

28 An Boie, Juli 1785, in: Voss, *Briefe* (1832), Bd. 3,1, 157. Weiter schreibt Voss: „Wider vermuthen sah ich mich genöthigt, bis zu der Untersuchung unsrer Silbenzeit zurückzugehn. Eine mühsame, und wie mir ahndet, undankbare Arbeit!“

Die Leser reagierten anfangs mit Befremden; „es ist Methode in seiner Undeutschheit“, schrieb August Wilhelm Schlegel in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*:

Er hat sich überall an die griechische Ordnung anschmiegen wollen, nicht so nah wie möglich, (dies wäre sehr zu loben) sondern so nah, wie es in unsrer Sprache unmöglich ist.<sup>29</sup>

In einer Spottschrift war die Rede von der „Vossischen Sprachumwälzung“<sup>30</sup>. Voss ließ sich dadurch allerdings von seiner Auffassung nicht abbringen, im Gegenteil. Mit jeder Neuauflage verfeinerte und präziserte er seine Methode. Welche Übersetzung sich schließlich durchsetzte, ist bekannt. Anlässlich der zweiten Auflage (1802) notierte Karl Solger:

Der ganz *neue Homer von Voß* scheint mir wirklich der beste. [...] Die Verse sind durch und durch schön und nie so polternd wie einige in den ältern Ausgaben, die allzuschön seyn wollten. Sie bleiben die unerreichbaren Urbilder des deutschen Hexameters. Wer sie ohne tiefes und langes Studium nachzubilden wagt, der läuft Gefahr eine Parthenaeis herauszubringen. [...] Jetzt erst können wir sagen, daß wir einen vollkommenen deutschen Homer haben.<sup>31</sup>

Mit der dritten Auflage (1806 bei Cotta gedruckt) hielt die Übersetzung endgültig Einzug in den Kanon und wurde die gültige deutsche Übersetzung Homers und für die Folgezeit das Muster klassizistischer Übersetzungskunst. Ein Vergleich der Fassungen zeigt, dass dabei von dem metrischen Prinzip eine „Hebelwirkung“<sup>32</sup> auf Voss' gesamte Übersetzungsstrategie ausging, wie Günter Häntzschel schrieb:

Mit strengem Einhalten der Metrik erfahren die Wortfolge, die Wortfügung und der Bau der einzelnen Wörter eine durchgreifende Veränderung, denn folgerichtig entscheidet sich Voß nun bei Divergenzen zwischen beiden Sprachen, soweit es ihm möglich ist und er es verantworten kann, nicht mehr für die deutsche, sondern für die fremde.<sup>33</sup>

Dass die Sprache des Voss'schen Homer nachhaltige Spuren nicht nur in späteren Übersetzungen, sondern in deutscher Sprache und Literatur überhaupt hinterlassen hat, ist bekannt; Goethes *Hermann und Dorothea* und *Iphigenie* sind die berühmtesten Beispiele dafür.<sup>34</sup>

29 A. W. Schlegel, *Homers Werke, von Johann Heinrich Voß* (1796), 506. – Schlegel revidierte seine Auffassung später, vgl. unten S. 43.

30 *Der Scholiast zum teutschen Homer, oder Journal für die Kritik und Erklärung des Vossischen Homers. (Invenies etiam disjecti membra poetae)*, anonym erschienen mit der Jahresangabe „Im sechsten Jahr der Vossischen Sprachumwälzung“. Autor war Paul Emil Thieriot (1780–1831), ein Violinist und Philologe, enger Freund Jean Pauls.

31 Notiz vom April 1803; Solger, *Nachgelassene Schriften und Briefwechsel* (1826), Bd. 1, 97. Solger spielt an auf *Parthenäis oder Die Alpenreise* (Hamburg/Mainz [1803]), ein idyllisches Epos des deutsch-dänischen Dichters Jens Baggesen, dessen Hexameter nach dem Vorbild Voss' gestaltet waren. Baggesen hatte Voss 1789 persönlich kennengelernt; vgl. Aebi (2002).

32 Häntzschel (1977), 63.

33 Häntzschel (1977), 63.

34 Vgl. Häntzschel (1977), 224–261. Mit Voss' Hexametern setzte Goethe sich im Zusammenhang des *Reineke Fuchs* auseinander: „Ich hätte das [*scil.* den Bau der Hexameter] gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in diesem Punkte Latidunariet, und man durfte der Vossischen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelten



Die Übersetzungsarbeit führt Voss schließlich auch zu grundsätzlichen Überlegungen über den deutschen Versbau, die er zuerst 1802 in einer Schrift mit dem Titel *Zeitmessung der deutschen Sprache*<sup>35</sup> niederlegte. Dass diese Schrift ein Irrtum des Klassizismus sei und nur darauf gezielt habe, der deutschen Sprache das ihr fremde Prinzip der Silbenlänge aufzuzwingen (wie die germanistische Forschung lange behauptete)<sup>36</sup>, ist ein Fehlurteil. Fern von Orthodoxie und ausgestattet mit einer überaus feinen Wahrnehmung für sprachliche Nuancen, ging es Voss vielmehr darum, anhand zahlloser Beispiele das Zusammenspiel von „Ton“, „Länge“ und „Begriff“ (also Bedeutungsgehalt) einer Silbe und ihre Wirkung im Vers zu untersuchen, und während er mit den zwei erstgenannten Kategorien tatsächlich Elemente antiker Prosodie adaptierte, fand indirekt über die Kategorie des „Begriffs“ auch das akzentuierende Prinzip Eingang, da der deutsche Akzent an die sinntragende Silbe – und damit an Voss' „Begriff“ – gebunden ist. Man wird seiner *Zeitmessung* eher gerecht, wenn man sie als Versuch auffasst, das deutsche Prinzip des Akzents um „musikalische“ Elemente von Tonhöhe und Rhythmus zu ergänzen und damit eine Synthese zwischen antikem und modernem Vers zu erreichen. Und Voss stand mit diesem Versuch keineswegs allein. Einige vorangegangene und zahlreiche folgende deutsche Prosodien und Verslehren zeigen, dass er einem dichten Diskussionszusammenhang angehörte, der von der Forschung immer noch wenig berücksichtigt wird.<sup>37</sup>

Die „Vossische Manier“, wie diese Art des Übersetzens bald genannt wurde,<sup>38</sup> war aus dem Geist Winckelmanns und dem Bestreben zur Nachahmung der Alten entstanden. Der Wettstreit zwischen Bürger, Stolberg und Voss zeigt in fast dramatischer Verdichtung, wie dabei der antike Vers zum bedeutenden, ja eigentlichen Streitobjekt wurde. Der Erfolg des Voss'schen Homer konnte als Beleg für die These von der Ver-

---

erschieden, kaum Erwähnung tun. Das Publikum selbst schätzte längere Zeit die Vossischen früheren Arbeiten, als geläufiger, über die späteren; ich aber hatte zu Voß, dessen Ernst man nicht verkennen konnte, immer ein stilles Vertrauen und wäre, in jüngeren Tagen oder andern Verhältnissen, wohl einmal nach Eutin gereist, um das Geheimnis zu erfahren; denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopstock, wollte, solange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu ins Gesicht sagen: daß man in der deutschen Rhythmik eine striktere Observanz einführen müsse, wenn sie irgend gegründet werden solle. Was er inzwischen äußerte, waren für mich sibyllinische Blätter.“ Goethe, *Campagne in Frankreich* (1822), 360.

35 Abraham Voss besorgte 1831 (nach dem Tod seines Vaters) eine zweite „mit Zusätzen und einem Anhang vermehrte Ausgabe“.

36 Vgl. beispielsweise die *Deutsche Versgeschichte* des Altgermanisten Andreas Heusler (3 Bde., Berlin 1925/29), wo es heißt: „Voß setzt den langlebigen Irrtum auf den Thron: das bloße ‚Accentuiren‘ sei eine kindliche Roheit gewesen; nun gelte es, der deutschen Kunst das Längemessen beizubringen. Jede Silbe hat ihr Zeitmaß. Danach addiert man die Silben eines Taktes; zusammen müssen sie die richtige Summe geben. [...] Diese trügliche Meßkunst betäubte Vossens zweifellos feinen Rhythmensinn. Das Schlimmste war der Irrtum: Länge ist Länge, d. h. den Strich der Formel geben wir mit einer ‚langen‘ Silbe wieder, auch wo er in der Senkung steht.“ Heusler (1829), Bd. 3, 85. Vgl. auch unten S. 257 f.

37 Vgl. unten S. 32 f.

38 Etwa bei Schneider (1803), 525 f.: „diejenige Manier des Uebersetzens [...], welche man nun im Gegensatze der Wielandischen, die Vossische zu nennen anfängt“. Die Entgegensetzung von Wieland und Voss lässt sich durch die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als fester Topos verfolgen.

wandtschaft zwischen deutscher und griechischer Sprache genommen werden, und dass die Deutschen die neuen Griechen seien, war eine Lieblingsvorstellung des deutschen Klassizismus, der nicht zuletzt daraus seine Bildungsaufgabe bezog.<sup>39</sup>

Die Nachahmung der Alten also hatte bei Voss zu einer „sprachmimetisch“ verfahrenen Art des Übersetzens geführt, die bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Nachahmer und Epigonen fand. Im Unterschied zur bildkünstlerischen Nachahmung aber stellte sich beim Übersetzen nicht Maß, Symmetrie und Harmonie ein. Im Gegenteil: Schwerfälligkeit, Gezwungenheit, Unnatürlichkeit, Verstöße gegen die Normen der deutschen Sprache lauteten die gängigsten Vorwürfe gegen Voss' Homer.

Bey aller Aehnlichkeit seines Versbaues mit dem Homerischen im Einzelnen, die besonders in Absicht auf die Glieder der rhythmischen Periode bewundernswürdig groß ist, verbreitet dies einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermißt den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunstlose Leichtigkeit der Ionischen Muse<sup>40</sup>,

hieß es bei August Wilhelm Schlegel. So führte das Nachahmungspostulat beim Übersetzen auch zur oft störenden Erfahrung historischer und sprachlicher Differenz. Das „Dilemma, das ‚klassische Altertum‘ schon historisch sehen zu müssen und es doch nachahmen zu sollen“<sup>41</sup>, wie es Hans Robert Jauß als Besonderheit des deutschen Klassizismus beschrieb, wurde gerade für das Übersetzen zu einer wesentlichen Kondition. Diese Ambivalenz ist charakteristisch für die produktivste und folgenreichste Phase deutscher Übersetzungsgeschichte zwischen dem ausgehenden 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

### Hermeneutik

Die Erfahrung von Differenz und Geschichtlichkeit, die mit dem Übersetzen unmittelbar einherging, stand also dem klassizistischen, normativen Antike-Ideal gegenüber. Der deutsche Homer wirkte befremdlich; er trug die „Farbe der Fremdheit“, von der Humboldt gesprochen hatte. Die Ausrichtung des Übersetzens auf das Original ließ erkennen, dass Sprachen und poetische Formen nicht restlos ineinander abbildbar waren.

Zwar hatte es früher schon (bei Bodmer und Breitinger) Ansätze zu einer historischen Dynamisierung von Sprache und Übersetzung gegeben. Erst Herder aber er-

39 Siehe dazu unten S. 34 f.

40 A. W. Schlegel, *Homers Werke, von Johann Heinrich Voss* (1796), 515. In Heinrich von Kleists Zeitschrift *Phöbus* erschien 1808 unter dem Titel *Der Alte und sein Übersetzer* ein satirischer Versdialog, der Voss' Übersetzung ebenfalls wegen fehlender Natürlichkeit schmähte. Der „Alte“, also Homer selbst, wirft dort seinem Übersetzer vor: „Ein Werk von deutschem Schweiß und Fleiß, / Doch, daß Ichs bin, macht mir nicht weiß. / Mein Haar hieng schlicht mir um den Kopf, / Du drehtest mir ein'n steifen Zopf, / Nicht schön und hoch genug war ich dir, / Du gabest Schmink' und Stelzen mir / [...] Ach auf der metrischen Tortur / Krümmt sich die herrliche Natur, / Sch' ich den holden Leib verrenken / An allen Gliedern und Gelenken!“ Wetzels, *Der Alte und sein Übersetzer* (1808), 23 f.

41 Jauß, *Diskussion* (1985), 129.

kannte die Verschiedenheit und Dynamik der Sprachen als etwas, das ihnen wesentlich war:

So wenig als es zween Menschen ganz von einerlei Gestalt und Gesichtszügen, so wenig kann es zwo Sprachen, auch nur der Aussprache nach, im Munde zweener Menschen geben, die doch nur *eine* Sprache wären. [...] Aber *Worte* selbst, *Sinn*, *Seele der Sprache* – welch ein unendliches Feld von Verschiedenheiten!<sup>42</sup>

Dies und die Erkenntnis, dass das Denken nur innerhalb von Sprache geschieht, war die Voraussetzung dazu, eine Theorie des Übersetzens formulieren zu können, die jenseits von Normpoetik, dafür aber im Zusammenhang von Geschichts- und Sprachphilosophie stand. Herder, der selbst in vielen Dingen noch auf dem Boden der Aufklärung stand, wurde zum Wegbereiter für eine neue Diskussion des Übersetzungsproblems. Wenn auch eine eigentliche Übersetzungstheorie bei ihm nicht greifbar ist, so ist doch ohne ihn der Übersetzungsbegriff der Frühromantiker, Solgers (der sich auf Herders *Fragmente über die neuere deutsche Literatur* ausdrücklich beruft<sup>43</sup>) und Schleiermachers, aber auch Humboldts oder Goethes schwer denkbar.

Wie stark nach Herder Übersetzungsdiskussion und Sprach- und Geschichtsdiskussion miteinander verschmolzen, ist bereits daran zu erkennen, dass beide Diskurse dieselben Protagonisten hatten. Schleiermacher, der mit seiner epochalen Platon-Übersetzung und der daraus erwachsenen Theoriebildung zur Referenzfigur späterer Übersetzungstheorie schlechthin wurde, lieferte zugleich in Vorlesungen und Vorträgen die erste umfassende Verstehenslehre – eine maßgebliche Voraussetzung für die hermeneutische Begründung der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert.<sup>44</sup> Dabei dürfte die Interdependenz zwischen beiden Seiten deutlich stärker und vor allem weniger einseitig gewesen sein, als oft angenommen wird. Wie sich allgemeines Sprachdenken und konkrete Übersetzungsarbeit wechselseitig durchdringen, ist besonders in Humboldts deutschem *Agamemnon* zu sehen; auch die spannungsvolle Gleichzeitigkeit historischer und idealer Antike-Auffassung ist bei ihm am stärksten ausgeprägt. Für die Anbindung des Übersetzens an frühromantische Philologie-Konzepte kann Solger stehen. Er begriff die Aufgabe der Philologie als ein nachvollziehendes Erkennen, wodurch die Übersetzung, und zwar die detailgenau nachformende Übersetzung, zu einer genuinen philologischen Methode wurde: Hier verschränken sich Übersetzungstheorie und disziplinäre Methodendiskussion. Die von August Boeckh geprägte Formel vom „Erkennen des Erkannten“ meint genau dieses Nachvollziehen durch die Philologie, und auch Boeckh trat als Übersetzer hervor. In seinen Methodik-Vorlesungen (1877 postum gedruckt) besprach er das Übersetzen im Hermeneutik-Abschnitt, ohne allerdings den Optimismus Solgers zu teilen.<sup>45</sup> Andere Namen ließen sich anfügen.<sup>46</sup>

42 Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1770), 206. Zu Herders Übersetzungsbegriff vgl. Singer (2007).

43 Vgl. Solger, *Vorrede* (1808), V.

44 S. u. S. 53–63.

45 Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften* (1886), 158–162. Zu Boeckh s. u. S. 55–57 und 91–94.

Neben den Impuls, der durch die formale Vorbildlichkeit der alten Schriftsteller gegeben war, treten hier also weitere Motive. Zur ästhetischen Vorbildlichkeit des Originals kommt seine historische Besonderheit, der die Übersetzung gerecht werden muss. Dies wird unmittelbar deutlich, wo eine Kommentarebene zum Text hinzutritt, in der geschichtliche und sprachliche Erläuterungen gegeben werden können, ohne die Integrität des Textes durch Einschübe zu verletzen. Beispiele wie Wieland<sup>47</sup> oder Voss zeigen, dass sich ein historisches Textverständnis auf diese Weise in den Übersetzungen niederschlug, noch bevor ein historisches Übersetzungsverständnis theoretisch reflektiert wurde. Aber auch die Sprache selbst sollte die Historizität markieren. Schleiermacher ging darin sicher am weitesten: Er ging davon aus, dass ein Schriftsteller gleichermaßen durch die Individualität seiner Sprache bestimmt wird, wie er seinerseits die gegebene Sprache individuell ausprägt, und wollte diese überaus dynamische und flüchtige Wechselbeziehung in der Übersetzung abgebildet sehen. Da hier aber noch die Individualitäten von Zielsprache und Übersetzer hinzutreten, potenzieren sich die Anforderungen an eine Übersetzung. Die Problematik war Schleiermacher bewusst: „Erscheint nicht das Uebersetzen, so betrachtet, als ein thörichtes Unternehmen?“<sup>48</sup> fragte er deshalb rhetorisch, ohne allerdings die Möglichkeit des Übersetzens in Frage zu stellen. Übersetzen wurde für ihn zu einer sprachlichen Objektivation des Verstehens, und da romantische Hermeneutik das Verstehen einer Rede als deren Nachkonstruktion begriff,<sup>49</sup> galt Übersetzen geradezu als exemplarischer Fall der Verstehenslehre. Aus dieser Auffassung erklären sich auch die bisweilen (etwa bei Solger) zu beobachtenden esoterischen Tendenzen: Man betrachtete Übersetzen zunächst als Methode der Forschung und des Studiums und erst in zweiter Instanz als Vermittlung von Texten an das (sprachunkundige) Lesepublikum.

Beide Motive, die Intention auf die ideale und die auf die historische Antike, traten zusammen auf, griffen ineinander, verstärkten (ungeachtet ihrer Gegensätzlichkeit) letztlich die Wertigkeit des Originals. Die von Voss ausgehende Übersetzungstradition und die romantisch-klassizistische Übersetzungstheorie waren eine deutsche Besonderheit, die im übrigen Europa lange als mehr oder weniger verschoben galt. Erst im 20. Jahrhundert wurde beides in nennenswertem Maß auch außerhalb des deutschen Sprachraums zur Kenntnis genommen.<sup>50</sup>

46 Nur einer sei noch genannt: Friedrich August Wolf, Boeckhs Lehrer, war mit seiner *Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert* (1807) einer der Gründerväter der Disziplin; in die Diskussion um den deutschen Homer mischte er sich 1784 mit dem Aufsatz *Ist Homer auch übersetzbar?* ein, später legte er selbst zwei Aristophanes-Übersetzungen vor (*Wolken* 1811, *Acharner* 1812).

47 Vgl. dazu Baumbach (2008), besonders 88 ff.

48 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 73.

49 Vgl. dazu unten S. 39, 49 f. u. 61.

50 Vorbehalte gegen Voss zeigte beispielsweise noch Matthew Arnold (1904). Seit Ortega y Gasset (1937) und Berman (1984) wurde die Übersetzungstradition der deutschen Frühromantik in Westeuropa verstärkt rezipiert.

## Philologie

Ein Weiteres kommt schließlich hinzu. Bis ins 18. Jahrhundert hinein war die Philologie an den Universitäten nur als *ancilla theologiae* präsent. Latein dominierte, für eine Beschäftigung mit griechischen Autoren war dagegen weder hinreichend Sprach- und Literaturkenntnis vorhanden, noch waren auch nur die erforderlichen Hilfsmittel – Textausgaben, Lexika – verfügbar. Es wird leicht unterschätzt, welche Tragweite diese Defizite hatten. Goethes Bekanntschaft mit griechischer Literatur beruhte zu Teilen auf französischen Übersetzungen; Hölderlin übersetzte Sophokles im Wesentlichen auf der Grundlage der 1555 in Frankfurt gedruckten „Juntina“ (bzw. „Giuntina“, einer Ausgabe aus einer Niederlassung der Florentiner Buchdruckerwerkstatt Giunta). Noch im Jahr 1832 beklagte Johann Gustav Droysen, der griechische Metrik im Seminar August Boeckhs studiert hatte, dass „unsere Kenntniß der dramatischen Metrik noch in den ersten Anfängen“ stecke und „selbst über die äußerlichsten Bestimmungen [...] noch mannigfacher Streit“<sup>51</sup> herrsche.

So wurde die methodische und die institutionelle Etablierung der philologischen Wissenschaft zu einer Bedingung, ohne die in dieser Weise weder Übersetzungen noch Theoriedebatten möglich gewesen wären, und nicht selten entstanden Übersetzungen in direkter Verbindung mit philologischer Forschung, wofür Humboldts deutscher *Agamemnon* das markanteste Beispiel ist. Humboldts erste Aischylos-Lektüre geschah im täglichen Umgang mit Friedrich August Wolf in Halle, später trat er mit dem Leipziger Gottfried Hermann in Austausch, und vor allem in metrischen Belangen wurde Hermann zu seinem wichtigsten Berater.<sup>52</sup>

Die formale Nachahmung der Alten und das historische Verständnis ihrer Schriften: beide Zielsetzungen trugen dazu bei, dass das Übersetzen einen neuen Stellenwert in Literatur, Bildung und Wissenschaft erhielt und überhaupt erst als Problem begriffen und reflektiert wurde. Die Inkommensurabilität der Sprachen und die Untrennbarkeit von Gedanke und Sprachform vorausgesetzt: wie kann Übersetzen dann überhaupt möglich sein? Was heißt „Treue“? Welchen Aspekten des Originals muss übersetzerische Treue gelten? Wie kann die Fremdheit des Originals in der Zielsprache dargestellt werden? Wie ist, gerade bei Übersetzungen antiker Autoren, das Verhältnis von Ausgangs- und Zielsprache beschaffen? Was bedeuten Übersetzungen der Alten für die gegenwärtige Literatur und für die Bildung der Nation? Dies waren, nachdem die rationalistische Sprachauffassung und die Normpoetik der Aufklärung überwunden waren, die Leitfragen. Der von Klopstock vorbereiteten und von Voss eingeleiteten „Sprachumwälzung“ folgte nun eine fast drei Jahrzehnte währende, gleichermaßen durch das Reflexionsniveau und durch die breite Beteiligung bemerkenswerte Theoriediskussion. Den Anlass dazu gaben Übersetzungen englischer Autoren, vor allem Shakespeares, aber auch Miltons und Sternes; dazu kamen Calderon und Cervantes, Dante und Tasso und in wachsendem Maß auch orientalische Autoren wie Hafis oder

51 Droysen, *Vorrede* (1832), XI.

52 S. u. S. 65 f.

Kalidasa. In besonderer Weise aber knüpfte sich, der herausgehobenen Stellung des klassischen Altertums entsprechend, die Debatte immer wieder an das Übersetzen antiker Schriftsteller.

# Begründung moderner Übersetzungstheorie

## Aspekte der Übersetzungstheorie nach 1800

Voss hatte mit seiner Homer-Übersetzung die deutsche Übersetzersprache tiefgreifend erneuert, ohne indessen das Problem des Übersetzens auch theoretisch neu zu reflektieren. Dies blieb Ende der 1790er Jahre den Frühromantikern vorbehalten, deren universeller theoretischer Anspruch die Übersetzungstheorie zugleich in übergreifende Zusammenhänge stellte. Friedrich Schlegel kann dabei als zentrale Figur gelten; wie für die Hermeneutik, so war er auch für die Reflexion des Übersetzungsproblems der bedeutendste Anreger, ohne je selbst einen zusammenhängenden Entwurf vorgelegt zu haben. Sein Bruder August Wilhelm Schlegel erkannte die epochale Bedeutung von Voss (lange bevor dieser seine erbitterten Angriffe gegen die Romantiker begann) und formulierte wichtige poetologische Grundlagen für das romantische Verständnis von Vers und Silbenmaß; er übersetzte aus dem Griechischen, vor allem aber aus dem Englischen und den modernen romanischen Sprachen. Berühmt ist Novalis' *Blütenstaub*-Fragment zum Übersetzen, auch und gerade weil es wegen seiner aphoristischen Verkürzung und seines spekulativen Charakters letztlich dunkel bleibt.

Die umfassenderen theoretischen Entwürfe, die nach 1800 entstanden, knüpften auf die eine oder andere Weise an romantisches Gedankengut an. Zugleich fußen sie ausnahmslos auf großen Übersetzungsprojekten und konkreter Erfahrung mit dem Übersetzen antiker, genauer: griechischer Schriftsteller. Karl Wilhelm Ferdinand Solger erläuterte seinen Übersetzungsbegriff 1808 in der Vorrede seiner deutschen Sophokles-Ausgabe. Friedrich Schleiermacher hielt 1813 seine wirkungsmächtige Rede *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens*; zu dieser Zeit lagen bereits vier Bände seiner Platon-Übersetzung vor. Wilhelm von Humboldt (als einziger ohne romantischen Hintergrund) hatte sich seit 1792 mit Plänen zu einer Aischylos-Übersetzung getragen; nach diversen Umarbeitungen erschien 1816 der *Agamemnon*, zusammen mit einem Vorwort, in dem Humboldt auch das Übersetzungsproblem erörtert.

Dazu zeigen unterschiedlichste weitere Übersetzungen – und gelegentlich auch deren Besprechungen –, dass die Erneuerung der Übersetzersprache und ihre theoretische Begründung nicht auf diese solitären Leistungen beschränkt blieb. So hatte Johann Wilhelm Sivers schon 1802 unter ausdrücklicher Berufung auf Voss' Silbenlehre und auf Gottfried Hermanns Metrikforschungen die „Probe einer metrischen Nachbil-

„dung“ (dies die Bezeichnung im Titel) der *Trachinierinnen* des Sophokles<sup>53</sup> veröffentlicht. Bezeichnend für Süvern ist das Zusammenspiel vorromantischer Elemente und hermeneutisch-philologischer Prinzipien. Er beschreibt das Übersetzen als „Verpflanzen“ – eine Metapher, die auf Vorstellungen aus dem 18. Jahrhundert zurückgeht, nach denen Klima und Boden bestimmend für die Kultur wirken, und die bei Schliermacher wieder begegnet –, und bindet es an die hermeneutischen Kategorien der Kritik und Interpretation an. Seine Auffassung vom Wiedererwecken und Neuhervorbringen erinnert an Hamann oder an August Wilhelm Schlegel.<sup>54</sup> Ohne Erläuterungen des Übersetzers erschien 1811/12 die Herodot-Übersetzung von Friedrich Lange<sup>55</sup>, die sich am Deutsch der Luther-Bibel orientiert und damit lange vor Rudolf Borchardt<sup>56</sup> eine archaisierende Sprache wählt. Der Schulmann Karl Heinrich Pudor nahm sie zum Anlass, um in der von Friedrich de la Motte-Fouqué herausgegebenen Berliner Zeitschrift *Die Musen* eine systematische Auseinandersetzung mit dem Übersetzungsproblem, insbesondere auch mit den Bedingungen der Übersetzung von Prosa zu fordern.<sup>57</sup> Mit den Besonderheiten der Prosaübersetzung befasste sich auch Friedrich von Raumer in der Vorrede seiner Übersetzung griechischer Redner (1811).<sup>58</sup> Die Namen und Druckorte machen deutlich, dass Berlin, zumal nach Gründung der Universität, damals auch für die Übersetzungstheorie als geistiges Zentrum wichtig war. Als dann der bayerische Philologe Friedrich Thiersch 1820 eine Übersetzung Pindars vorlegte und für dessen komplizierte Verse metrische Prinzipien anwendete, bedurfte dieses Verfahren offenbar keiner Legitimierung mehr.<sup>59</sup>

- 
- 53 Johann Wilhelm Süvern (1775–1829) hatte in Jena bei Schiller und Fichte und in Halle bei F.A. Wolf studiert. Bekannt geworden ist er als Staatsrat im preußischen Innenministerium und Mitarbeiter Wilhelm von Humboldts während der preußischen Bildungsreformen. Seine metrische Übersetzung von Sophokles' *Trachinierinnen* erschien 1802, mit der Ankündigung, gegebenenfalls weitere Tragödien folgen zu lassen. Dass es dazu nicht kam, dürfte nicht zuletzt auch an den anderen neuen Sophokles-Übersetzungen (vor allem von Ast 1804 und Solger 1808) gelegen haben, durch die Süverns Arbeit überholt war. So blieb seine Übersetzung unbeachtet; das Exemplar der Berliner Staatsbibliothek war im Juli 2007 noch nicht einmal aufgeschnitten.
- 54 Übersetzen, schreibt Süvern im *Vorbericht* (1802), ist „Nachbilden und Nachdichten, neues Schaffen eines Kunstwerkes durch den ihm einwohnenden Geist“ (VI f.) und bedarf, neben dem hermeneutischen Apparat, der „magische[n] Kunst, welche die Todten zu erwecken, die Geister der Verstorbenen zu rufen, und in neue Körper zu zaubern versteht“ (VII f.).
- 55 Die Identität des Übersetzers war nicht zweifelsfrei zu klären. Strasburger (1961), 203, berichtet, dass Lange als „Königl. preußischer Consistorialrat und Schulrat in Koblenz wirkte“. Ob dieser wiederum identisch ist mit Friedrich Heinrich Wilhelm Lange (1779–1854), der zwischen 1833 und 1850 Provinzialschulrat in Berlin war, kann nur vermutet werden.
- 56 Zu Borchardts Programm der „schöpferischen Restauration“ s. u. S. 229–235.
- 57 Pudor, *Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen* (1814). Karl Heinrich Pudor (1777–1839) war Lehrer im westpreußischen Marienwerder. Jörn Albrecht hat darauf hingewiesen, dass Pudor als erster eine eigene „Übersetzungswissenschaft“ gefordert habe; vgl. Albrecht (2004), 3. Pudors Aufsatz ist wieder abgedruckt in Kitzbichler/Lubitz/Mindt, *Dokumente* (2009), 83–93.
- 58 Friedrich von Raumer (1781–1873), Jurist und Historiker, Professor für Staatswissenschaften in Breslau (seit 1811) und Berlin (seit 1819).
- 59 Friedrich Wilhelm Thiersch (1784–1860), Schüler Gottfried Hermanns in Leipzig und Friedrich August Wolfs in Halle, war zunächst als Gymnasiallehrer, seit 1826 als Universitätsprofessor in Mün-



Weitere Beispiele ließen sich hinzufügen; Impulse zur Theoriebildung gingen, so wird auch hier sichtbar, immer wieder vom Übersetzen griechischer Literatur aus. Bei allen individuellen Besonderheiten der einzelnen Übersetzer lassen sich fünf Aspekte benennen, die in der spannungsreichen Konstellation klassizistischer und romantischer Beweggründe für das Nachdenken über das Übersetzungsproblem nach 1800 charakteristisch sind:

1) Es ist anhand des Wettstreites um den deutschen Homer bereits gezeigt worden, dass die Forderung nach übersetzerischer *Treue* gegenüber der Sprachform im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts als Ausgangspunkt und Nukleus des übersetzerischen Paradigmenwechsels wirkte. Häufig ist „Treue“ die zentrale Vokabel, die zur Begründung übersetzerischer Strategien herangezogen wird und in der Regel keiner weiteren Argumente oder Erläuterungen bedarf. Die „erste Forderung“, so lautete Humboldts Feststellung, sei „einfache Treue“<sup>60</sup>. Das Problem, dass Treue in einem Punkt Untreue in anderen nach sich zieht, bleibt dabei letztlich untergeordnet. Der Entscheidungszwang oder, in Schadewaldts Formulierung, die „Kunst des richtigen Opfern“<sup>61</sup> ist schon deshalb wenig problematisch, weil die Aufwertung der Sprach- und Versform und die Aufwertung des Übersetzens einander bedingen. Aber auch auf die moralisch-ethische Semantik von „Treue“ wird nur selten rekurriert (Ausnahme ist Friedrich Wilhelm Riemers Aufsatz *Einiges zur Geschichte des Uebersetzens* von 1832). Dass schließlich die Allgemeinheit des Begriffs seine Trivialisierung beförderte, wofür die ebenso verbreitete wie nichts sagende Formel „So treu wie möglich, so frei wie nötig“ stehen kann, mindert nicht seine übersetzungsgeschichtliche Bedeutung.

2) Eine wesentliche Voraussetzung des Treuepostulats liegt in der Erkenntnis des *Zusammenhangs von Sprache und Denken, Form und Gehalt*. Der Abschied vom semiotischen Modell, das Sprache als bloßes Zeichensystem darstellt, ist wesentlicher Bestandteil der hermeneutischen Entwürfe von Friedrich Schlegel bis August Boeckh.<sup>62</sup> Die meteorologischen Metaphern, die Schleiermacher und Humboldt dafür finden, weisen auf das Ereignishafte, Augenblickliche und Einmalige: Für Schleiermacher schlängeln sich die „Blitze der Gedanken“ an der Leitung der Sprache entlang,<sup>63</sup> für Humboldt

---

chen tätig. Seine zweisprachige Pindar Ausgabe erschien 1820 bei Gerhard Fleischer in Leipzig, der schon Humboldts *Agamemnon* verlegt hatte. Ohne weitergehende Begründung konstatiert Thiersch in der Vorrede lediglich: „Dabei aber sollte die Urschrift *ganz*, in metrischer Hinsicht, Länge um Länge, Kürze um Kürze, und in sprachlicher jedes Wort und jeder Ausdruck nach seinem vollen und eigenthümlichen Sinne wiedergegeben werden.“ Thiersch, *Vorrede* (1820), 25.

60 Humboldt, *[Vorrede]* (1816), XIX.

61 Schadewaldt, *Griechisches Theater* (1983), 560. Vgl. u. S. 287.

62 Die Frage, wo der eigentliche „Umschlagspunkt“ von der Aufklärungshermeneutik zur romantischen Hermeneutik liegt, welchen Anteil Friedrich Schlegel und welchen Schleiermacher daran hatte, ist nach wie vor strittig; vgl. dazu Patsch (1966), der die Bedeutung Schlegels für Schleiermacher zuerst erkannte; außerdem Schnur (1994), Scholz (2001) und Kurz (2004).

63 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 72: „Man versteht die Rede auch als Handlung des Redenden nur, wenn man zugleich fühlt, wo und wie die Gewalt der

zieht sich das Denken in ein Wort zusammen, „wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen“<sup>64</sup>. Wer aber, wie es bei Schleiermacher heißt, „überzeugt ist, daß wesentlich und innerlich Gedanke und Ausdruck ganz dasselbe sind“<sup>65</sup>, für den erschließt sich überhaupt erst die Problematik und die Bedeutung von Übersetzungen. Wenn es nicht möglich ist, dasselbe in verschiedenen Sprachen zu sagen, dann wird Übersetzen im herkömmlichen Sinn unmöglich, und Humboldts *Agamemnon*-Vorrede zeigt, dass dies durchaus als Aporie wahrgenommen wurde. Zugleich erfährt das Übersetzen aber eine völlig neue Bedeutung, weil es – wie die Kritik oder auch der einfache Akt des Lesens<sup>66</sup> – das Original nachvollzieht und rekonstruiert und damit eine Methode, ja ein Paradigma des romantischen Begriffs vom Verstehen darstellt.

3) Die Einsicht in die Individualität und, so der übliche Sprachgebrauch, „Eigentümlichkeit“ des Originals und, damit zusammenhängend, die Erfahrung seiner *Fremdheit* bildet die andere wichtige Bedingung. Die Fremdheit und das Fremde sind Schlüsselbegriffe für das Übersetzen nach 1800. Dennoch ist es irreführend, wenn (wie immer wieder zu hören ist) vom „verfremdenden“ Übersetzen gesprochen wird. Erklärtes Ziel war die Darstellung eines sprachlich, poetisch und kulturell fremden Textes mit den Mitteln der eigenen Sprache, nicht das Kenntlichmachen des allzu Vertrauten durch hinzugefügte Verfremdungseffekte. „Als Fremdling tritt er ein, nicht als ein Einheimischer, nicht daß man seine Form bey uns nachahmen, aber doch, daß man ihn in seiner Art achten und begreifen solle“<sup>67</sup>, heißt es in Thierschs Vorrede zur Pindar-Übersetzung.

4) Die Frage, ob und wie *antike Versformen* nachgeahmt werden sollen wurde um und nach 1800 zum Prüfstein des Übersetzungsproblems überhaupt. Während auf der einen Seite Vers und Rhythmus als Teil poetischer Sprache aufgewertet und nicht mehr bloß als „äußerlicher Zierrat, sondern innig in das Wesen der Poesie verwebt“<sup>68</sup> (A. W. Schlegel) verstanden wurden, führte auf der anderen Seite gerade die Beschäftigung mit antiker Verskunst zu einer gesteigerten Differenzenerfahrung. Keine Frage ist so unermüdlich und so kontrovers diskutiert worden, wie die, ob griechische Verse, deren grundlegendes Bauprinzip die Länge oder Kürze von Silben ist, durch deutsche, akzentuierende Verse überhaupt wiedergegeben werden können; zahllose deutsche, griechi-

---

Sprache ihn ergriffen hat, wo an ihrer Leitung die Blitze der Gedanken sich hingeschlängelt haben, wo und wie in ihren Formen die umherschweifende Fantasie ist festgehalten worden.“

64 Humboldt, [Vorrede] (1816), XV f.: „Ein Wort ist so wenig ein Zeichen eines Begriffs, daß ja der Begriff, ohne dasselbe, nicht entstehen, geschweige denn festgehalten werden kann; das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen. Nun ist es ein individuelles Wesen, von bestimmtem Charakter und bestimmter Gestalt, von einer auf das Gemüth wirkenden Kraft, und nicht ohne Vermögen sich fortzupflanzen.“

65 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 85.

66 Zur hermeneutischen Aufwertung des Lesens und des Lesers vgl. Kurz (2004), vor allem 41–43; zum Begriff der Kritik bei Schlegel vgl. u. a. Rasch (1971).

67 Thiersch, *Zueignung* (1820), 17.

68 A. W. Schlegel, *Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache* (1795/96), 107.

sche und sogar griechisch-deutsche Vers- und Silbenlehren<sup>69</sup> zeugen ebenso davon, wie die zum Teil sehr ausführlichen Hinweise zur Behandlung der Metrik in vielen Übersetzungsvorreden (beispielsweise bei Solger, Humboldt, Ast, Süvern), die nicht nur als handwerkliche Appendix, sondern als integraler Bestandteil der Theoriebildung zu betrachten sind.

In der Begründung wird dabei zum einen auf klassizistische Motive rekurriert. Die Musterhaftigkeit antiker Autoren betrifft auch und gerade die Verskunst, deren möglichst genaue Nachbildung als wichtiges Mittel zur Hebung der deutschen Sprache und ihrer Bildung am antiken Muster dient. Zum andern (vor allem bei den Romantikern) wird auf die ursprüngliche Bedeutung musikalischer Elemente wie Klang, Silbenmaß und Rhythmus für poetische Sprache verwiesen. Auf dem Weg der Nachahmung sollte für die deutsche Sprache wieder erworben werden, was für die Griechen selbstverständlicher Bestandteil mündlicher Dichtungs- und Musiktradition gewesen und durch die moderne Buchkultur verschüttet worden sei. Dass sich beide Argumentationslinien keineswegs ausschließen, sondern immer wieder einander durchdringen, zeigt das Beispiel Voss, in dessen *Zeitmessung der deutschen Sprache* es heißt:

In Griechenland und Rom brauchte kein Jünger Homers oder der Alcäen über Silbenmessung und Verskunst sich auszulassen. Vor lebhaften, frohherzigen Hörern, deren zartes Ohr durch Übung gestimmt worden war, sangen sie ihre, als Göttergeschenk, willkommene Begeisterung im vielfachen Zauberschwunge der Harmonie; und hinterher fanden sich Grübler, die den tiefliegenden Ursachen des empfangenen Eindrucks, glücklich oder nicht, nachforschten. Bei uns dumpfen Buchstäblern ist das ganz anders.<sup>70</sup>

Unumstritten waren die Übersetzungen „im Versmaß der Urschrift“ allerdings nie. „[D]as Höchste versagt die prosaische Natur unsrer Sprache“<sup>71</sup>, meinte Johann Wilhelm Süvern (1802). Friedrich Thiersch hielt die Nachahmung antiker Versmaße in Übersetzungen für gerechtfertigt, nicht aber in eigenständiger deutscher Dichtung (1820). Spott gegen das metrische Prinzip war von Beginn an verbreitet und wurde mit stereotyper Regelmäßigkeit am Beispiel des Spondeus erläutert, den Voss gegen das Wesen der deutschen Sprache eingeführt habe. „Der Dichter wählt das Lebendigste, die Schule dagegen hat andere Gründe, sie nimmt z. E. das Poetische [*sic*], wie sie es nennt, und sagt Sang statt Gesang, Spatz statt Sperling, Leu statt Löwe, und wo Voß

69 Um nur einige zu nennen: Von andauernder Wirkung waren Karl Philipp Moritz' *Versuch einer deutschen Prosodie* (1786), Klopstocks *Vom deutschen Hexameter* (1779) und *Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen* (1755) und vor allem Voss' *Zeitmessung der deutschen Sprache* (1802). A. W. Schlegel äußerte sich aus romantischer Sicht in *Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache* (1795/96) zum Problem. August Boeckh führt in der *Encyclopädie und Methodologie* (1886) als Fachliteratur u. a. folgende Arbeiten an: Besseldt, *Beiträge zur Prosodie und Metrik der deutschen und griechischen Sprache* (1813); Apel, *Metrik* (1814); Döring, *Lehre von der deutschen Prosodie* (1826); Lange, *Entwurf einer Fundamentalmetrik* (1820), Rückert, *Antike und deutsche Metrik zum Schulgebrauch* (1847). Siehe auch die Anthologie von Hellmuth/Schröder (1976). Zur Fortführung der Diskussion im 19. Jahrhundert s. u. S. 106–111. Trotz der Arbeiten von Kellerat (1949), Kabell (1960) oder Hölscher (1994) ist die Aufarbeitung der Interferenzen antiker und deutscher Verskunst zwischen Mitte des 18. und Mitte des 19. Jahrhunderts immer noch ein Forschungsdesiderat.

70 Voss, *Zeitmessung der deutschen Sprache* (1802), 4 f.

71 Süvern, *Vorbericht* (1802), XVIII.

einen Spondeus braucht, da heißt es Bergleu“,<sup>72</sup> schreibt Arnold Ruge im Zusammenhang seiner *Ödipus*-Übersetzung (1830).

5) Eine weniger kontroverse, dafür immer neu mit politischer und kulturpolitischer Bedeutung aufgeladene Konstante in der Übersetzungsdiskussion war die Annahme einer besonderen *Affinität zwischen deutscher und griechischer Sprache*. Dabei klingt die *querelle des anciens et des modernes* noch nach, wie in Klopstocks *Grammatischen Gesprächen* (1794) deutlich wird.<sup>73</sup> In einem Wettstreit der Sprachen, der als Übersetzerwettstreit angelegt ist, sollte sich für Klopstock die Ambivalenz zwischen Mustangültigkeit der Alten und deutschem Kulturpatriotismus entscheiden. Die besondere Tauglichkeit des Deutschen als Übersetzersprache, verglichen mit anderen modernen Sprachen, ermöglichte es, den identifikatorischen Bezug des deutschen Klassizismus auf Griechenland (dessen Gegenstück die Anbindung Frankreichs an Rom bildet) auch sprachlich zu begründen, wofür vor allem die vergleichsweise freie Wortstellung und die Fähigkeit zur Kompositabildung zum Beweis angeführt wurden. Zwar zog August Wilhelm Schlegel in seiner satirischen Fortsetzung des Klopstock'schen Dialogs (*Die Sprachen*, 1798) die Überlegenheit der deutschen Sprache und ihre besondere Affinität zum Griechischen in Zweifel. Sonst aber haben nahezu alle, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (und darüber hinaus) zur Übersetzungsproblematik schrieben, sich diese Auffassung in der einen oder anderen Form zu eigen gemacht: von Friedrich August Wolf, der aus Anlass von Bürgers Übersetzungsproben aus Homer die „Biegsamkeit und Geschmeidigkeit“<sup>74</sup> des Deutschen hervorhob, bis hin zu Otto Friedrich Gruppe, der das Übersetzen als „natürliche[n] Beruf“<sup>75</sup> der Deutschen bezeichnete.

Dass damit immer auch politische Aussagen verbunden waren, wird etwa bei Schleiermacher deutlich, der vor dem Hintergrund der Freiheitskriege die Vision einer Zusammenführung aller Literaturen in Deutschland, dem „Herzen von Europa“<sup>76</sup>, entwirft, oder bei dem schon erwähnten Karl Heinrich Pudor, der 1814 in seinem Aufsatz *Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa* auf Friedrich Ludwig Jahns Schrift *Deutsches Volksthum*, ein wichtiges Dokument für

72 Ruge, *Vorrede* (1830), X f.

73 Vgl. dazu Elit (2002).

74 F. A. Wolf, *Ist Homer auch übersetzbar?* (1784), 625: „Dass dieser Uebersetzer den ganzen Reichthum unserer Sprache kennt, ihre Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, die sie unter den Händen des Dichters annimmt, der über sie Herr ist, und ihre unsern Nachbarn beneidenswürdige Fähigkeit, selbst den mit Gedanken oft überlasteten Ausdruck und die künstlichste Zusammensetzung des Griechen nachzubilden, kennt und in seiner Gewalt hat, hätte er uns nicht erst zu verstehen geben dürfen.“ Wolf bezieht sich auf Bürgers Probe einer Homer-Übersetzung in Hexametern, s. o. S. 21 Anm. 27.

75 Gruppe, *Deutsche Übersetzerkunst* (1866), VI: „Die Deutschen sind zufolge ihres Charakters, ihrer ganzen Weltstellung, ja schon der Lage ihres Landes ganz besonders berufen zum Werk des Uebersetzens, und sie haben darüber ihre Eigenheit nicht verloren. Ihnen ward vor allen die Aufgabe, die Vermittler zu sein zwischen den Zeitaltern, unter den Völkern; im Herzen Europas, und mit ihm der bewohnten Erde, ist es für sie ein natürlicher Beruf, alles rund umher an sich zu ziehen und hier in dem Museum einer allgemeinen Weltliteratur niederzulegen. Die Sprache machte dies möglich und kam entgegen, wie keine andere.“

76 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 92.

die Entstehung der deutschen Nationalbewegung, verweist,<sup>77</sup> oder aber bei Friedrich Thiersch, der seine Pindar-Übersetzung 1820 Turnvater Jahn widmet und in der Zueignung die „Bilksamkeit, die Fülle und de[n] Wohl laut der deutschen Sprache“ und ihre besondere Fähigkeit „zu treuer Nachbildung des griechischen Gesanges“<sup>78</sup> hervorhebt.

---

77 Vgl. Pudor, *Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen* (1814), 114 (Anm.). Jahns *Deutsches Volksthum* war 1810 in Lübeck erschienen.

78 Thiersch, *Zueignung* (1820), 26.